

Josef Korbel und Frank Allnutt

MIT
GOTT
DURCH
DIE
HÖLLE

EDITION C

10.80
Josef Korbel und Frank Allnutt

Mit Gott durch die Hölle

Heilsarmee-Verlag
CH-3001 Bern

Verlag der
St.-Johannis-Druckerei
C. Schweickhardt
Lahr-Dinglingen

With God Through the Hell

German Edition

Copyright 2015 Voice Media

info@VM1.global

Web home: www.VM1.global

All rights reserved. No part of the publication may be reproduced, distributed or transmitted in any form or by any means, including photocopying, recording, or other electronic, or mechanical methods, without the prior written permission of the publisher, except in the case of brief quotations embodied in critical reviews and certain other noncommercial uses permitted by copyright law. For permission requests, email the publisher, addressed “Attention: Permission Coordinator,” at the address above.

This publication **may not be sold, and is for free distribution** only.

Für Erna,
meine tapfere Gattin

Inhalt

Daten	8
1 Die Verhaftung	9
2 Ohne Gott in der Welt	13
3 Tagesanbruch	20
4 Der Ruf zum Dienst	30
5 Die Liebesgeschichte	33
6 Was auch kommen mag	37
7 Der Sturm bricht los	40
8 Unter Gottes Schutz	47
9 Miroslav	53
10 Erna und die Kinder	65
11 Die Sichtung	69
12 Sterne in der Nacht	81
13 Das neue Lied	91
14 Vor dem Gerichtshof	102
15 Die offene Türe	112
16 Bewahrung	120
17 In Gottes Hand	130
18 Der große Arzt	142
19 Entlassung	162
20 Der große Augenblick	175
21 Sünde	183
22 Gott greift ein	190
23 Auf Wiedersehen, mein Sohn!	205
24 Der Segen des Leids	212
25 Exodus	216
26 Amerika	228
27 Ausklang	234

Daten

Josef Korbelt wurde am 17. Januar 1907 in Prag geboren. Er wuchs in Preßburg in Böhmen auf, wo der Vater eine Maschinenfabrik besaß. Er besuchte eine Kunstgewerbeschule und wurde Textilzeichner in Brünn. Am 25. November 1925 stieß er auf die Heilsarmee und – kam zum lebendigen Glauben an Jesus als seinen Herrn.

Am 15. August 1926 trat er in die Offiziersschule der Heilsarmee in Prag ein. Am 11. Mai 1927 wurde er zum Leutnant ernannt. Er wurde in Kladno, Prag, Pilsen, Ostrave und Brünn eingesetzt.

Seine Gattin, Erna von Thun, wurde als Tochter eines Heilsarmeeoffiziershepaares am 9. Juni 1910 geboren. Sie absolvierte ihre Ausbildung an der Internationalen Schule in London vom 20. August 1921 bis zum 10. Mai 1930. Bis zu ihrer Verheiratung war sie Sekretärin des Landesleiters in Prag.

Drei Kinder wurden den Korbels geschenkt: Helmuth, Alenka und Viktor. Der jüngste starb im Militärdienst. Das war 1964 im Alter von 21 Jahren.

1968 floh die ganze Familie in den Westen, nach dem Zusammenbruch des Prager Frühlings. Vom Mai 1969 bis Mai 1971 standen Josef und Erna Korbelt der Heilsarmeegemeinde in Arbon am Bodensee vor. Dann wurden sie nach Chicago versetzt, wo sie als Evangelisten tätig waren. 1973 wurden sie pensioniert, fuhren aber in ihrem Dienst fort. Sie folgten auch einer Einladung nach Australien und Neuseeland. Am 2. Mai 1980 starb Erna in St. John's auf Neufundland – während eines Evangelisationseinsatzes. Josef Korbelt lebt nun bei seiner Tochter in Colorado, USA.

1 Die Verhaftung

»Sei nicht ferne von mir, denn die Not ist nahe; niemand ist, der helfe« (Ps. 22, 12).

Es war an einem wunderschönen Herbsttag Ende September 1949. Das Laub der Bäume im Park begann sich golden, rot und gelb zu färben, und das helle Sonnenlicht gab den Herbstfarben einen unwahrscheinlichen Glanz.

Ich war damals als Heilsarmeeoffizier in Brünn, der Hauptstadt Mährens, stationiert. Unser Gottesdienstsaal war für das Erntedankfest dekoriert – mit Früchten, Gemüse und Blumen –; Heilssoldaten und Jugendgruppen übten eifrig für das Festprogramm. Alle waren voller Freude und Erwartung.

Doch lag über den freudigen Vorbereitungen ein Schatten, weil meine Familie und ich die Tschechoslowakei in wenigen Tagen verlassen wollten; wir waren für eine Arbeit in Südafrika bestimmt worden. Abschiedsschmerz und Zukunftshoffnungen hielten sich in unsern Herzen die Waage.

Dann wurde, gerade eine Woche bevor wir unsere Pässe abholen konnten, unser Leben zum Alptraum! Ich wollte an jenem Morgen beizeiten einen dringenden Krankenbesuch machen und hatte bereits die Uniform angezogen, als jemand an unsere Türe klopfte. Das war nichts Ungewöhnliches, denn unsere Wohnung befand sich im selben Gebäudetrakt wie der Gottesdienstsaal und das Männerheim; oft kamen Leute zu uns und wünschten geistlichen oder materiellen Beistand.

Als ich die Türe öffnete, sah ich mich zwei Männern

gegenüber, die ich sogleich als Agenten erkannte, obschon sie zivil gekleidet waren. Bevor ich nur ein Wort herausbrachte, drangen sie herein. Der eine fiel mir in den Rücken. Er stieß mich auf einen Stuhl und drückte mir den Pistolenlauf in den Nacken. »Keine Bewegung!« sagte er, »Sie sind verhaftet!«

Die Berührung des kalten Eisens ließ mich erstarren. Von andern Verhaftungen hatte ich gehört und wußte, daß es besser war, ruhig zu bleiben, um nicht niedergeschossen zu werden. Voll Entsetzen und am ganzen Leibe zitternd kam Erna, meine Frau, ins Zimmer und stellte sich an meine Seite. Glücklicherweise schliefen unsere Kinder noch.

Unterdessen durchsuchte der andere Agent alle Schränke und Kommoden und zerrte Kleider und Wäsche heraus. Ich fragte mich, was er wohl suche, und beobachtete verwirrt alles, was er tat. Endlich war er fertig, und die beiden sagten: »Gehen wir!«

Sie rissen mich von meiner Frau weg und stießen mich zur Türe hinaus. Von den Kindern konnte ich mich nicht verabschieden. Erna lief uns nach und fragte mit tränenerstickter, angstvoller Stimme: »Bitte, meine Herren, mein Mann kann doch zum Mittagessen wieder nach Hause kommen?« – »Selbstverständlich!« entgegnete der eine voll Hohn.

Eskortiert von den beiden Agenten wurde ich zum einige Straßen entfernten Polizeiposten gebracht. Die Bewacher hatten die Pistolen in den Manteltaschen versteckt, bereit, mich beim leisesten Fluchtversuch zu erschießen. Doch hatte ich nicht im Sinne, wegzulaufen. Ich hatte mir nichts vorzuwerfen, ich hatte nichts Falsches getan und war überzeugt, freigelassen zu werden. Während der Nazibesetzung war ich schon einmal verhaftet und am selben Tag entlassen worden. So würde es

auch dieses Mal ausgehen. Ich betete um Trost für meine Frau.

Auf dem Posten wurde ich einem grobschlächtigen, furchterregenden Gefängniswärter übergeben. Er hörte, wie ich nervös eine Hymne summte. »Wir werden Sie bald zum Schweigen bringen, und Sie werden lernen, auf eine andere Art zu singen!« fuhr er mich an. Erst viel später wurde mir klar, was er damit gemeint hatte.

Er führte mich ins Untergeschoß, dann durch einen langen Gang und blieb vor einer Türe stehen; er öffnete sie und stieß mich hinein. Hinter mir fiel die Türe ins Schloß. Dann war es plötzlich ganz still.

Ich befand mich in einer engen, schmutzigen Zelle. Verfaulter Mörtel blätterte von den alten Mauern. Auf einer Seite waren Pritschen angebracht, und in einer Ecke stand ein verbeulter, rostiger Wasserkessel.

Acht angstvolle Augenpaare fixierten meine Heilsarmeeuniform. Der Anblick militärischer Zeichen mußte ihnen Schrecken einjagen. Auch ich erschrack, als ich meine Kameraden anschaute. Welch erbarmungswürdige Gestalten! Ein Mann lag nackt auf einer Pritsche, von Kopf bis Fuß mit roten, blauen und braunen Striemen gezeichnet und voller eitriger Wunden. Er stöhnte fiebrig und bat um Wasser. Einer der Männer nahm einen Fetzen Papier, tauchte ihn in den Wasserkessel und betupfte sorgfältig die Wunden.

Alle Gefangenen waren in irgendeiner Weise verletzt. Ein junger Mann wälzte sich im Todeskampf am Boden. Ein anderer hatte ein geschwollenes Gesicht; die Zähne waren herausgeschlagen. In einer Ecke saß einer mit gekreuzten Beinen und wiegte seinen Oberkörper unaufhörlich hin und her. Er hustete heftig und spie Blut: Tuberkulose. Später vernahm ich, daß er schon neun Monate hier lebte – ohne ärztliche Betreuung. Er konnte

nicht mehr stehen; seine Fußsohlen waren mit Gummiknütteln zerschlagen worden. Ein tschechischer General lehnte sich an die gegenüberliegende Mauer. Tiefe Traurigkeit lag auf seinem intelligenten Gesicht. Wenige Tage später wurde er am Galgen im Gefängnishof aufgehängt; wir alle sahen es durch das kleine Zellenfenster. Mein Blick streifte einen andern Mann; seine Kleidung verriet den Priester. Fiebrige Röte bedeckte seine Wangen.

Mein Herz krampfte sich ob solcher Not zusammen. Ich war zu betroffen und in diesen Verhältnissen zu unbeholfen, als daß ich hätte helfen können. Ich stand einfach da und versuchte, über meine Gefühle Herr zu werden.

Der Tag ging schließlich seinem Ende zu, ohne daß ich entlassen worden wäre. Man ließ mich auch am nächsten und am übernächsten Tag nicht frei.

Ich hatte nichts Gesetzwidriges getan, meine Verhaftung war ohne Zweifel ein Irrtum! Doch mehr noch als an mich dachte ich an meine Familie. Unaufhörlich lagen mir Frau und Kinder im Sinn. Ich konnte nur seufzen: »O Gott, hilf uns, hilf uns allen!«

Wann würde ich wieder zum Mittagessen zu Hause sein? Es sollte lange, lange dauern, mehr als zehn Jahre!

2 Ohne Gott in der Welt

» . . . ich harrete auf Licht, und es kam Finsternis«
(Hiob 30, 26).

Endlos schlichen die Tage dahin. Um der grausamen Wirklichkeit zu entgehen, flüchtete ich mich in Erinnerungen. Meine Gedanken umkreisten ständig Erna und die Kinder. Welch glückliche Familie waren wir doch – und jetzt mußten wir umeinander bangen! Meine armen Kleinen – wie würden sie mit allem fertig werden, und wie konnte meine Frau die viele Arbeit allein bewältigen?

Und als ich an sie dachte, tauchte meine eigene Kindheit vor mir auf, die so ganz anders gewesen war. Unser Familienleben war nie glücklich gewesen. Selbst die schönsten Stunden waren von Disharmonie und Spannungen überschattet worden.

Meine Eltern kamen nicht gut miteinander aus. Der Vater kümmerte sich überhaupt nicht um die Kinder. Ich konnte mich nicht erinnern, daß er mich jemals auf den Arm genommen oder gestreichelt hätte. Wir fürchteten ihn alle und versteckten uns, wenn wir seine Schritte hörten.

Er war Ingenieur und hielt sich berufshalber viel auswärts auf. Er sprach nie von seiner Arbeit. Wir sahen jedoch die Bilder und Andenken, die er aus vielen Teilen der Welt heimbrachte, und das weckte in mir den Wunsch, Näheres über seine Reisen zu vernehmen. Doch ich getraute mich nicht, ihm irgendeine Frage zu stellen.

Ich war am 17. Januar 1907 als drittes von fünf Kindern in Prag auf die Welt gekommen. Als ich dreijährig war, zogen wir in die Nähe von Preßburg in Böhmen, wo der Vater eine eigene Maschinenfabrik betrieb. Wir wohnten in einem schönen, komfortablen Hause, umgeben von Feldern und Wäldern, in denen wir Kinder nach Herzenslust umherstreifen durften.

Der Umzug besserte das gespannte Verhältnis zwischen meinen Eltern nicht. Im Gegenteil, sie vertrugen sich immer schlechter. Meine Mutter war eine edle Frau, durch ihre Ehe war sie sehr unglücklich geworden. Wir sahen sie oft weinen, wenn der Vater sie mißhandelt hatte, und unsere ganze Sympathie lag auf ihrer Seite. Mit Büchern und dem Besuch verschiedener Gesellschaftsanlässe suchte sie sich über ihr Los hinwegzutragen. Uns Kinder liebte sie zärtlich und tat viel für uns. Es machte ihr Freude, unsere Kleider selbst zu nähen. Ihre Geschicklichkeit entzückte besonders meine Schwestern, die gerne modische Sachen trugen.

Die Mutter lehrte uns die Natur zu lieben. Von ihr lernten wir die Namen der Bäume und Blumen kennen, auf das Gezwitscher der Vögel zu lauschen und das Rauschen der Bäche zu beachten.

All dies vermochte mir jedoch nicht über eine gewisse Einsamkeit und Leere hinwegzuhelfen, die meine ganze Kindheit kennzeichnete. Wie oft versuchte ich, dieses seltsame Gefühl zu ergründen, das ich nicht erklären konnte. Manchmal weinte ich lange vor mich hin. Wenn dann die Mutter die verwischten Tränenspuren bemerkte, wollte sie wissen, was geschehen sei. Doch wie sollte ein kleiner Knabe komplizierte Gefühle und einen betrübten Geist in Worte fassen? Die Mutter konnte nicht begreifen, daß ich weinte, es war mir doch nichts geschehen. Je mehr sie ihre Teilnahme bezeugte, desto

größer wurde mein Gefühl der Verlassenheit. Im Gefängnis nun verstand ich, was mich damals herumtrieb: Es war die unbewußte Sehnsucht nach Gott! Ich hatte genügend Zeit, um darüber nachzudenken, wie ganz anders meine Kindheit gewesen wäre, wenn mir jemand von Jesus und seiner Liebe erzählt hätte. Aber niemand hatte es getan.

Wir wohnten in einem christlichen Land; es gab zwei Kirchen in der Stadt. Aber im Rückblick erkannte ich deutlich, daß die Religion für jene Kirchgänger mehr eine Formsache war als daß sie einem lebendigen Glauben an einen persönlichen Gott entsprungen wäre. Unter der Woche lebten diese Leute nicht anders als jene, die nie eine Kirche betraten.

Ich erinnerte mich, daß wir zu Hause christliche Feste feierten. Wir schmückten den Christbaum, aßen Weihnachtsgebäck und tauschten Geschenke aus. An Ostern gab es schön gefärbte Eier. Die meinen waren besonders begehrt, weil ich sie malerisch dekoriert hatte. Aus dieser Tradition bestand unser ganzes Christentum. Meine Eltern gingen nie zur Kirche, und ich habe sie nie beten gehört. Den Namen Gottes benutzten sie nur, wenn sie fluchten, was oftmals geschah.

So wuchs ich in eigentlicher heidnischer Dunkelheit auf. Ich erinnerte mich zwar, daß ich das eine oder andere Mal Gesprächsfetzen aufschnappte von einem Paradies, einem Mosesbüblein, das auf dem Nil ausgesetzt worden oder einem Jesus, der im Stall zur Welt gekommen sei. Aber für mich waren das Märlein wie Aschenputtel oder Rotkäppchen.

Es fehlte mir daher jedes geistliche Verständnis. Was Wunder, wenn die Sünde wie Unkraut in meinem Herzen wucherte – lügen, betrügen, klatschen waren mir

Josef K. all
mit fast in der Höhe

geläufig –, denn in meiner Umgebung war das üblich, alle taten dies, auch meine Eltern. Und doch galten wir als eine der besten Familien in der Stadt! Welche Heuchelei! Es war uns Kindern strengstens verboten, irgend etwas über unser Familienleben auszusagen. Niemand ahnte, wieviel Leid und welche Tragik sich hinter unserer Haustüre verbargen. Gott allerdings war unsere Lage bekannt – aber wir kannten ihn nicht. Als hier in der muffigen Gefängniszelle all diese Erinnerungen an mir vorüberzogen, verstand ich auf einmal, weshalb ich ein so verträumter, zartbesaiteter und überempfindlicher Knabe gewesen war. Mein Herz hatte nach Geborgenheit und Frieden verlangt.

Wie sehnsüchtig betrachtete ich damals die wechselvollen Wolkenbilder und wie gerne wäre auch ich in solche Höhen und Fernen geflogen oder dem Lauf der Flüsse zum Meer gefolgt.

Auf meinen einsamen Wanderungen erlebte ich oft merkwürdige Sachen. Ich erinnerte mich an das Ereignis mit dem Vogelnest. Ich war dem Bach entlang gebummelt, als ich plötzlich in der Astgabel eines Baumes an der Uferböschung ein kleines Vogelnest entdeckte. Mein Herz klopfte wild. Voll Entzücken näherte ich mich und erblickte über den Nestrand vier winzige Eier. Ich hatte gewiß nichts Böses im Sinn; ich wollte die abwesende Vogelmutter überraschen. Vielleicht war es das ruhig dahinfließende Wasser, das mich auf den unbegreiflichen Gedanken brachte, das Nestchen auf das Wasser zu setzen. Bald würde die Vogelmutter herbeifliegen und mit frohem Gezwitscher die weite Reise ins Meer antreten. Wenn ich auch mitfahren könnte! Doch dann – o Schreck! – geschah das Unfaßbare. Das Nestchen begann zu sinken und verschwand in der Tiefe. Entsetzen überfiel mich. Meine Hände zitterten. Ich wollte laut auf-

schreien, brachte aber keinen Laut hervor. »Was hast du getan?« fragte ich mich. Und wie gehetzt fing ich zu laufen an, immer weiter, bis ich kaum mehr Atem fand vor lauter Schluchzen.

»Ich habe es doch nur gut gemeint, ich wollte der Vogelmutter eine Freude bereiten! O wie leid tut mir das, wie leid!« jammerte ich in den Wald hinein. Aber niemand tröstete mich, dafür stieg ein unendliches Schuldgefühl in meinem Herzen auf und erdrückte mich fast. Am Waldessaum zog ich meine Jacke aus und kehrte die Futterseite nach außen, bevor ich wieder in sie hineinschlüpfte. Ich hoffte, daß mich nun niemand erkennen würde.

Vor wem floh ich denn in solcher Panik? Vor wem hatte ich Angst? Ich wußte es nicht, ich war noch so jung, nur sechs Jahre alt, so hilflos und – ohne Gott auf der Welt.

Gott war mir, das erkannte ich nun, schon in jener Stunde nahe. Ich sollte lernen, daß menschliche Schuld nicht mit Tränen, auch nicht mit guten Vorsätzen, guten Taten oder dadurch, daß man sein Äußeres verändert, aus der Welt geschaffen wird.

Mein Schulweg führte an einer Villa vorbei, die in einem prächtigen Park stand. Sie gehörte reichen Leuten. Ich setzte mich oft auf die steinerne Treppe beim Vorderaufgang und hing meinen Träumereien nach. Einmal, es war an einem wolkenlosen Tag, entdeckte ich in einem Rosenbusch eine prachtvolle Knospe, halb versteckt zwischen den Blättern. Sie begann in leuchtendem Gelb aufzuglühen. Nie zuvor hatte ich eine so schöne Blume gesehen. Ein innerer Zwang hieß mich, sie zu pflücken. Ich schaute umher; die Straße war fast menschenleer, und so brach ich das Rosenwunder ab.

Ich drückte die duftende Beute an mein Herz und rannte gleich weg. Tagelang bestaunte ich sie, bis sie verwelkt war.

Doch seit jenem Tag war es mir nicht mehr möglich, unbekümmert auf der Treppe zu sitzen und zu träumen. Ich stand unter dem Eindruck, daß mich jemand beobachtet habe. Heute nun wußte ich, daß ich tatsächlich gesehen worden war. Die gütigen Augen des guten Hirten hatten längst über mir gewacht. Aber wie hätte ich das wissen können?

Ein anderer schmerzlicher Vorfall trat vor meine Augen. Wir übten in der Schule ein Lied ein, das von einem Dorfhirten handelte. Er lauschte auf das Totenglöcklein und dachte daran, daß auch er einmal in ein kühles Grab gelegt würde. Diese traurigen Worte und die wehmütige Melodie rührten mich zu Tränen, besonders auch darum, weil meine Banknachbarin eine schöne Altstimme hatte.

Um meine Gefühle zu verbergen, vergrub ich mein Gesicht zwischen den gekreuzten Armen auf dem Pultdeckel. Oh, ich hätte so gut werden wollen, wie es der Schafhirte gewesen war, doch das würde ich nie fertigbringen . . .

Der Lehrer hieß uns aufstehen, ich aber blieb sitzen, sonst hätten alle mein verweintes Gesicht gesehen. »Josef, steh auf!« wandte er sich an mich. Dann kam er zu mir und fragte teilnahmsvoll: »Was ist los, mein Knabe?« Ich konnte ihm nicht antworten. Wie hätte ich ihm mein inniges Verlangen, gut zu sein, erklären sollen?

Der Lehrer versuchte es ein weiteres Mal, mich zum Reden zu bringen. Dann verlor er die Geduld. Er packte mich am Haarschopf, schlug meinen Kopf ein paarmal gegen den Pultdeckel und schickte mich vor die Türe

hinaus. Dort stand ich, bis die Stunde beendet war, noch unglücklicher und trauriger als zuvor.

Doch gab es auch andere Erinnerungen. Nach langem Bitten und Betteln hatte mir die Mutter erlaubt, mit dem Fahrrad meine Freunde in der fünfundvierzig Kilometer entfernten Stadt zu besuchen. Es gab Schulkameraden – ich war damals zehn Jahre alt –, welche weit größere Strecken fuhren. Nach drei glücklichen Tagen trat ich die Heimreise an. Es war Mittag, schwül und heiß. Im Westen stiegen schwarze, drohende Wolken auf. Unheimliche Stille und brütende Hitze lasteten über der Landschaft. Keine Vogelstimme war weit und breit zu hören. Ich erreichte gerade eine Bretterhütte, als die ersten Blitze aufzuckten und die Donner krachten. Der Wind rüttelte an den Bäumen, und bald regnete es in Strömen. Ich schob das Fahrrad unter das Vordach und wartete das ärgste Gewitter ab.

Es wurde spät und dunkel. Ich hatte ein Waldstück zu durchqueren, und – kein Licht am Fahrrad. Geschichten von Räubern und Mördern, die in solchen Waldgegenden hausen sollten, kamen mir in den Sinn; kalte Angst überfiel mich. Die Regentropfen, die noch von den Bäumen fielen, mischten sich mit meinen Tränen. Sah der himmlische Vater meine Not? Gewiß! Denn plötzlich sah ich zwischen den Baumkronen hindurch in einem Wolkenriß einen einzigen Stern hell aufblinken! Nun fuhr ich tapfer weiter, mehr aufwärts als auf den Weg blickend. Spät und sehr müde kam ich wohlbehalten nach Hause. Noch im Traum glitzerte das goldene Himmelslicht auf und spendete mir Trost.

3 Tagesanbruch

»Das Volk, das in der Finsternis wandelt, sieht ein großes Licht« (Jes. 9, 2).

1914 brach der Erste Weltkrieg aus; mein Vater wurde in die österreichisch-ungarische Armee eingezogen. Damals gehörte ja meine Heimat noch zur Donaumonarchie, sie wurde erst 1918 ein eigener Staat. Meine Mutter führte die Fabrik weiter, doch fielen immer mehr Angestellte aus, und so mußte sie nach einem Jahr schließen. Wie alle andern Leute lernten auch wir den Hunger kennen. Eßwaren konnten mit Geld nicht mehr erworben werden. So tauschte meine Mutter viele unserer wertvollen Besitztümer um.

Nach vier Jahren kehrte der Vater zurück. Unsere Verhältnisse besserten sich nicht. Er zeigte keinen Geschäftssinn mehr und ging bankrott. Wir verloren alles; der Vater verließ uns. Jahrelang sahen wir ihn nicht wieder. Meine ältere Schwester hatte gerade das Handelsdiplom erhalten und eine gute Stelle gefunden. Sie bezahlte nun für mich, damit ich die Kunstgewerbeschule besuchen konnte, die sich in einer andern Stadt befand. Ich wohnte bei einer christlichen Familie, aber über den Glauben sprach man nie.

Ich dachte viel über den Sinn des Lebens nach. Ein Ziel für mein eigenes Leben hatte ich nicht. Daß Geld nicht glücklich machte und Bildung auch nicht zu befriedigen vermochte, das wußte ich von meinen Eltern her. Ironischerweise achteten mich die Leute, und sie schätzten meinen Lebensstil. Ich versuchte mir denn auch

einzureden, daß ich recht erfolgreich sei. Im Grunde meines Herzens aber war ich tief unglücklich.

1925 bestand ich mein Examen und fand in Brünn eine Anstellung als Textilzeichner. Ich hatte gehofft, daß mir der Beruf Befriedigung bringen würde, doch blieb die Leere. Ich versuchte mich weiterzubilden, studierte Fremdsprachen, besuchte kulturelle Veranstaltungen und probierte auch das Nachtleben aus. Oft aber geschah es, daß ich eine Vorstellung vor Programmschluß verließ und ziellos durch die nächtlichen Straßen schlenderte. An meinem Arbeitsplatz lernte ich ein nettes Mädchen kennen, und wir verabredeten uns dreimal. Unsere Interessen aber lagen so weit auseinander, daß die Zusammenkünfte recht langweilig ausfielen. Und ich hegte – nach dem unglücklichen Vorbild meiner Eltern – absolut keine Heiratspläne.

Die Tage strichen langsam und ereignislos dahin – bis zum 25. November 1925. Wie üblich verließ ich nach dem Nachtessen mein einsames und kaltes Zimmer, um noch einen Stadtbummel zu machen. Es war kalt und regnerisch, und nur wenige Leute waren auf der Straße. Das schlechte Wetter bewog die meisten zu Hause zu bleiben. Ich befand mich in einer depressiven, melancholischen Stimmung, die zur Jahreszeit paßte. Zuerst durchquerte ich einen Park, bog darauf in eine Seitenstraße ein und dann – entgegen meiner Gewohnheit – nochmals um eine Ecke. Es war, als ob mich etwas dazu drängen würde. Ich kam direkt zum Stadtzentrum. Ich liebte den Platz nicht. Gewöhnlich war er gedrängt voll von Leuten, weil hier mehrere Straßen zusammenliefen und sich auch der Taxistand da befand. Das aufreizende Licht der Reklamen, der hämmernde Lärm von Lautsprechermusik und gröhlender Gesang taten meinen

Augen und Ohren weh. Heute abend aber war es ganz anders. Der Platz war beinahe leer. Nur drei Leute standen bei der Mariastatue und sangen und spielten.

Straßenmusik gehörte zum Stadtbild. Manche verdienten sich ihr Geld damit. Aber diese drei Leute schienen mir irgendwie anders zu sein. Einer spielte ein Horn, der andere schlug eine Trommel, und eine Frau hielt eine Fahne in der Hand. Sie taten mir irgendwie leid. »Weshalb stehen sie hier in der Kälte?« wunderte ich mich. »Brauchen sie Geld? Was erwarten sie von ihrem Auftritt?« Niemand befand sich in der Nähe, und ich selbst war so weit entfernt, daß sie mich wahrscheinlich gar nicht bemerkten. Ich lehnte mich zum Schutz gegen den Regen an die Hauswand und hörte ihrem Singen bis zuletzt zu. Nun würden sie ihre Fahne einrollen und abziehen, so dachte ich. Aber nichts dergleichen geschah. Sondern einer fing jetzt zu reden an. Er sprach so laut und deutlich, daß ich jedes Wort verstehen konnte. Glauben Sie mir, ich hörte Worte, die ich noch nie zuvor vernommen hatte!

»Freunde, Gott liebt Sie!« rief der Mann. »Darum ließ er Jesus am Kreuz sterben. Er starb für Ihre Sünden! Er will Ihnen Sündenvergebung und ewiges Leben schenken; Gottes Arme strecken sich in erbarmender Liebe nach Ihnen aus. Öffnen Sie ihm Ihr Herz. Sie werden Frieden und Freude empfangen, wie Sie es nie für möglich gehalten hätten. Sind Sie einsam, enttäuscht, traurig? Hier ist Ihre Rettung!«

Ich vergaß Regen und Kälte, überwältigt und bestürzt zugleich, und vermochte die Tränen nicht mehr zurückzuhalten. »Ist es möglich, daß Gott existiert?« fragte ich mich. »Will er mir wirklich Frieden und Freude geben? Wie aber könnten diese Leute über Gott reden, wenn es nicht wahr wäre?« Es schien mir, als wüßte der Sprecher

alles über meine Not und die Leere meines Lebens. Ich war zutiefst bewegt.

Dann zogen die drei weg. Die Worte, welche sie zuletzt gesagt hatten, klangen mir noch im Ohr: »Wenn Sie mehr hören möchten, folgen Sie uns! Sie sind in unserm Gottesdienst herzlich willkommen!«

Ich war noch nie in der Richtung gegangen, welche sie eingeschlagen hatten; so folgte ich ihnen auf Distanz und gab acht, daß ich sie nicht aus den Augen verlor. Ich wollte mehr über ihren Gott und dessen Liebe vernehmen. Schließlich erreichte ich den Saal. Über dem Eingang konnte ich auf einem Schild die Worte »Armada Spazy« (Heilsarmee) lesen. Ein langer Gang führte zu einer Kapelle. Eine große Zuhörerschaft war bereits versammelt. In der letzten Reihe fand ich einen leeren Platz.

So vieles war mir fremd: Die Leute sangen und beteten mit geschlossenen Augen. Sie trugen dunkle Uniformen und sahen wie Soldaten aus. Einige Frauen trugen eigenartige, mächtige Hüte. Vorne begann einer zu sprechen. Ich erinnere mich nicht mehr an das, was er sagte. Ich weiß nur, daß es sehr beunruhigend und aufwühlend war, und doch empfand ich seine Worte wie Balsam. Als er dann aufforderte, man möge nach vorne kommen, war ich innerlich gedrungen, aufzustehen und der Einladung Folge zu leisten. Ich kniete an einer hölzernen Bank nieder. Später lernte ich, daß dies die »Bußbank« sei.

Verhaltenes Schluchzen schüttelte mich. Jemand kniete an meiner Seite nieder und sprach mich leise an. Ich kam mir vor wie ein schwerbeladener, müder Wanderer, der nun endlich einen Ruheplatz gefunden hatte. Ich erzählte dem Mann neben mir all meine Not und all mein Leid, das mich seit meiner Kindheit bedrückt hatte.

Eine weiche Hand legte sich auf meine Schulter. »Nun,

lieber Bruder«, sagte der Mann, »beten Sie jetzt um Sündenvergebung.« – »Beten?«, dachte ich, und nach einer Weile flüsterte ich: »Ich weiß nicht, wie man betet; ich habe noch nie gebetet.«

Der Mann nahm seine Hand von meiner Schulter und fragte: »Dann kennen Sie vielleicht das ›Vaterunser‹?« – »Das ›Vaterunser‹? Ich weiß nicht, was Sie damit meinen«, antwortete ich.

Er legte nun seine Hand wieder auf meine Schulter und sagte liebevoll: »Nun gut, dann beten Sie einfach nach, was ich Ihnen vorbete!« Er fing zu beten an, und ich, ein junger, geachteter Mann, zitterte an meinem ganzen Körper. Wie ein kleines Kind wiederholte ich seine einfachen Worte und sprach das erste Gebet meines Lebens!

Als wir uns von den Knien erhoben, fühlte ich mich wie im Traum. Etwas Neues war in mir geschehen. Ich wußte nicht, was es war, sondern war mir nur bewußt, daß eine ungeheure, wunderbare Veränderung in mein Leben gekommen war. Eine neue Freude erfüllte mich; ich fühlte mich von einer großen Last befreit, und unsäglicher Friede und tiefe Befriedigung hatten die Leere in mir abgelöst. Ich dankte und lobte Gott, den ich soeben kennengelernt hatte. Ich war zwar nicht imstande, ein Gebet zu formulieren, aber ich wußte mit unumstößlicher Sicherheit, daß ich nicht mehr alleine war. Gottes heilige Gegenwart war in mir. Und ich war glücklich.

Seit dem Abend meiner Bekehrung versäumte ich keinen einzigen Gottesdienst. Hier hatte ich meine Heimat gefunden. Ich nahm am Leben der Gemeinde teil, spielte im Musikkorps und sang im Chor mit. Obschon ich nicht besonders musikalisch bin, halfen mir all diese Kontakte und förderten mein geistliches Leben. Mit der

Zeit lernte ich auch meinen Glauben in den Straßenversammlungen öffentlich zu bezeugen.

Jemand drückte mir ein Gesangbuch in die Hände. Es war ein schmaler Band mit hundertzweiundzwanzig Liedern ohne Noten. Es wurde für mich zur fortwährenden Segensquelle. Man hatte mir sehr empfohlen, täglich in Gottes Wort zu lesen. Ich wußte nicht, daß damit die Bibel gemeint war und hielt das Liederbüchlein dafür. Ich studierte es eifrig als maßgebendes Wort.

Es ging eine gute Weile, bis ich meinen Irrtum bemerkte. Es war auf dem Heimweg an einem Sonntagabend. Der Mond schien helle, und ich schlug meinem Begleiter vor, gemeinsam in Gottes Wort zu lesen. Er war einverstanden. Unter einer Straßenlampe fanden wir eine leere Bank. Mein Kamerad fragte, was ich am liebsten lesen würde. »Ich schätze alle diese wunderbaren Lieder«, sagte ich. »Doch könnten wir Nummer 78 lesen.« Er blätterte in seinem Buch, schlug den 78. Psalm auf und sagte: »Wir wollen abwechslungsweise je einen Vers lesen. Fangen Sie doch an!«

Und so begann ich denn ehrfürchtig: »Bring mir die Kunde von Jesus, schreib in mein Herz jedes Wort . . . «

»Was lesen Sie denn da?« unterbrach er mich verwundert. »Das ist ja ein Liederbüchlein und nicht Gottes Wort«, belehrte er mich. »Wie bitte?« stotterte ich hervor. Ich war verwirrt. Dies kostbare Büchlein sollte nicht Gottes Wort sein? Es enthielt so wunderbare Wahrheiten und hatte mich so oft gesegnet! Liebevoll erklärte mir mein Begleiter den Unterschied.

So wußte ich nun Bescheid, eine Bibel aber besaß ich nicht. Es war in jenen Tagen nicht leicht, ein Exemplar aufzutreiben. Ich nehme zwar an, daß mir der Offizier eine Bibel besorgt hätte, aber ich war viel zu schüchtern,

um ihn darum zu bitten. Nun, Gott fügte es, daß ich zu meiner eigenen Bibel kam.

Wie die meisten jungen Leute meiner Zeit achtete ich sehr auf meine Erscheinung und Kleidung. Zu meiner Garderobe gehörte ein spezieller Hut. Er war ungewöhnlich, sehr gefragt und begehrt. Eines Tages wandte sich ein junger Mann an mich, der auch öfters die Gottesdienste besuchte: »Josef, Ihr Hut gefällt mir sehr. Ich habe überall versucht, einen gleichen zu finden, doch vergeblich. Woher haben Sie ihn eigentlich?« – »Hier können Sie ihn nicht kaufen«, erklärte ich, »er kommt aus Österreich.« – »Würden Sie ihn mir nicht verkaufen?« fragte er voll Hoffnung. Ich aber benötigte sein Geld nicht und lehnte ab.

Am nächsten Tag kam er wieder. »Schauen Sie, Josef, hier habe ich etwas, das Sie im Austausch gegen Ihren Hut haben können!« Er hielt eine Bibel in der Hand, eine wirkliche Bibel. Sie sah zwar zerlesen aus, hatte etliche lose Blätter und einen abgenutzten, schwarzen Ledereinband – aber es war eine Bibel, das Buch, das ich sehnlichst begehrte!

Ohne ein Wort zu sagen, zog ich meinen Hut ab und reichte ihn dem Mann, der mir dafür die Bibel in die Hand legte, die ich fest an mich drückte.

Fast auf jeder Seite waren wichtige Verse mit roter Tinte unterstrichen. Je mehr ich gerade diese Stellen las, desto klarer wurde mir, was mit mir geschehen war. Jesaja 18,1 lehrte mich, daß ich ein verlorener Mensch gewesen war, der nun Sündenvergebung empfangen hatte. Ich erkannte mich im Reuegebet des 51. Palmes und freute mich über all das, was David im 23. Psalm geschrieben hat.

Unter den Salutistinnen gab es eine Frau, mit der ich

gut Freund wurde, obgleich sie fast fünfzig Jahre älter war als ich. Manche fanden sie überspannt, vielleicht nicht einmal zu Unrecht. Wenn sie im Gottesdienst das Wort ergriff, machte sie ein grimmiges Gesicht und sprach mit geballter Faust über die Sündhaftigkeit und das Gericht. Sie fand damit nicht viel Gehör, aber Gott bediente sich ihrer zu meiner Unterweisung.

Sie stammte aus einem reformierten Dorf und war nach strengen Normen erzogen worden. Sie konnte den ganzen 119. Psalm – er ist der längste aller Psalmen und hat 176 Verse – auswendig. Da wir in demselben Viertel wohnten, hatten wir oft denselben Weg. Sie erzählte mir aufregende Ereignisse aus der Kirchengeschichte unseres Landes, deren Glaubenshelden nicht hinter den biblischen Vorbildern zurückstanden. Wenn ich ihren feurigen Berichten lauschte, sprang der Glaubensmut auf mich über und entzündete meinen Eifer für Gottes Sache. Bis auf den heutigen Tag bin ich dieser Frau dankbar für all das, was sie mir mitgegeben hat.

In der Heilsarmee werden die Offiziere nach einer gewissen Zeitspanne versetzt. Das widerfuhr nun auch jenem Offizier, durch dessen Straßenversammlung ich zum Glauben gekommen war. Sein Nachfolger war ein gutaussehender junger Engländer, Kapitän Norman Duggins. Er wurde mein Ideal. Wie bewunderte ich ihn, seinen Einsatz für die Unbekehrten, seine Arbeitsweise, ja selbst sein Privatleben. Da er nicht tschechisch sprach, übersetzte ihn sein Assistent, der Leutnant, ein ruhiger, ländlicher Typ und fromm und fleißig dazu.

Ich begann gründlich Englisch zu lernen, denn ich wollte den Kapitän so schnell wie möglich selber verstehen können. Alles, was ich fortan tat, geschah im Hinblick auf »meinen« Kapitän. War er mit mir zufrieden,

war ich glücklich, hatte er etwas zu rügen, wurde ich traurig. Bald verlor ich mich wieder in melancholische Wachträume, wie zu jener Zeit, da ich ohne Gott gelebt hatte – und das war gefährlich. Es ist nicht gut, wenn wir mehr von einem Menschen als von Gott abhängig sind. Und es war Gott, der mein Verhängnis sah und, bevor ich selbst meinen gefährdeten Seelenzustand erkannte, etwas geschehen ließ, das mich wieder zur Vernunft brachte.

Es war Sonntag morgen. Voller Erwartung begab ich mich auf den Weg zum Gottesdienst, weil ich hoffte, nun etwas mehr von der Predigt des Kapitäns zu verstehen. Zur Gebetsversammlung, die eine halbe Stunde früher angesetzt war, erschien zu meiner Verwunderung nur der Leutnant, der erklärte, daß der Kapitän ganz unerwartet zu einem Außendienst gerufen worden sei. »Wer will denn den Gottesdienst leiten, und wer wird predigen?« fragte ich. »Das werde ich besorgen«, beruhigte mich der Leutnant lächelnd. Vielleicht hatte er meine Enttäuschung bemerkt, denn er fügte tröstend hinzu: »Und Gott wird mit uns sein!«

Ich erwartete nicht viel. Der Leutnant nahm seine Geige unter den Arm und ging auf die Plattform. Er wählte ein Lied, das mir zwar bekannt war, doch selten gesungen wurde. Der zaghafte Ton der Geige verlor sich im Gesang der Leute; der Leutnant war kein Virtuose wie der Kapitän, der großartig Konzertina spielte. Ich begann auf die Worte zu achten: »Ströme des Segens, sie fließen, Ströme des Segens tun not. Heilstropfen fallen hernieder, aber send Ströme, o Gott!«

Auf einmal bemächtigte sich meiner eine innige Gefühlsbewegung, und ich vergaß alles um mich her. Als wir den Refrain sangen, war mir Jesus fühlbar nahe. Tränen tropften auf mein Gesangbuch. Und mir wurde

meine ganze Torheit bewußt! Wie hatte ich nur von einem Menschen abhängig werden können, da ich doch mein ganzes Heil Jesus alleine verdankte? Am Schluß des Gottesdienstes weihte ich mein Leben aufs neue dem Herrn. Er hatte mir gezeigt, wie unbegrenzt seine Macht ist – und daß er die einfachsten Werkzeuge als Vermittler großer Segnungen gebrauchen kann.

4 Der Ruf zum Dienst

»Wen soll ich senden? Wer wird für uns gehen? Ich sprach: Ich will's, sende mich!« (Jes. 6, 8).

Ein Jahr nach meiner Bekehrung wurde ich zum Heilsoldaten ernannt. Und im selben Jahr ging ich in die Offiziersschule nach Prag, die von einer Frau aus der Schweiz, Majorin Frieda Siegfried, geleitet wurde. Sie war eine sehr gebildete, sehr korrekte und in jeder Beziehung tüchtige Persönlichkeit. Sie war ein wirklich christliches Vorbild für unsere kleine Klasse von fünf männlichen und vier weiblichen Offiziersschülern.

Obleich ich gute Schulen besucht hatte, war diese neue Ausbildung nicht leicht. Ich besaß nur wenig Bibelkenntnisse und wußte auch wenig Bescheid darüber, wie man Leute ermuntert, Jesus als ihren Herrn und Meister anzunehmen. Wir wurden für das Bibelstudium in drei Gruppen aufgeteilt, je nach den Kenntnissen. Ich gehörte zu den schwächsten. Es war mir wohl bewußt, wieviel ich zu lernen hatte und bat Gott inständig um Hilfe und Leitung.

Der Unterricht bot mir viel, und ich lernte schnell. Mit der Zeit gewann ich Fertigkeit im öffentlichen Reden, indem ich mich darauf verließ, daß Gott durch mich reden würde. Mein geistliches Leben wurde bereichert und vertieft. Versuchungen blieben nicht aus, doch erlebte ich immer wieder Zeichen, die meine Berufung bestätigten.

Unter den Schülerinnen befand sich auch eine junge Frau aus meiner Heimatstadt. Ich hatte sie gern, und sie

wußte es. Ich dachte sogar ans Heiraten – später. Aber plötzlich – welche Überraschung! – erschien sie nicht mehr zum Unterricht; sie hatte die Schule verlassen. Nach einigen Wochen erhielt ich einen Brief, in dem sie mir mitteilte, daß sie meine Liebe erwidere und auf mich warte. Ich solle die Schule ebenfalls aufgeben. Sie wisse, daß wir glücklich sein würden.

War dies ein Frontalangriff des Bösen, der mich von meinem Weg abbringen wollte? Doch ich erinnerte mich, wie traurig und leer mein Leben ohne Jesus gewesen war. Und so konnte ich ihn nicht verraten und seinem Ruf nicht ungehorsam werden. Nie und nimmer! Ich schrieb ihr offen und aufrichtig und ließ sie wissen, daß ich Jesus über alles liebe und nichts und niemand mich davon abhalten könne, ihm zu dienen. Mit der Zeit entschwand sie immer mehr aus meinen Gedanken, und ich konzentrierte mich aufs Studium.

Die andern Schüler waren wunderbare Christen. Ich beobachtete sie und wünschte sehnlichst, so zu sein wie sie. Besonders einer machte mir Eindruck. Ich bewunderte, wie er betete. Er war älter und reifer als ich. Wir waren pure Gegensätze, er sehr ernst und von ruhiger Natur; ich hatte eher ein heiteres Gemüt und war viel mitteilbarer. Nun begann ich ihm nachzueifern, aber es mißlang mir ganz und gar. In einer seelsorgerlichen Unterredung sprach ich mit einem Offizier darüber. Er gab mir einen weisen Rat: »Bitten Sie Gott nicht darum, daß er Ihre Natur ändere. Bekennen Sie ihm Ihre Schwächen und bitten Sie ihn, er möchte Ihr Leben durch seinen Heiligen Geist leiten und für seine Zwecke gebrauchen. Gott hat uns allen eine einzigartige Natur mit verschiedenen Gaben gegeben. Er will unser Leben nach seinem Gutdünken und zu seiner Ehre gebrauchen. Wir sollen uns von ihm korrigieren und leiten lassen!« Ich

verstand das und trachtete darnach, ein Leben in der Heiligung zu führen, nicht in eigener Anstrengung, sondern in der Kraft des Heiligen Geistes.

In diesen Verhältnissen wuchs meine Liebe zu Jesus immer mehr, und ich erkannte meine völlige Abhängigkeit von ihm. Im Mai 1927 wurde ich zum Leutnant bestallt. Wie gut kleidete mich die neue dunkelblaue Uniform mit den leuchtend gelben Tressen. Aber wie bedeutungslos wäre sie gewesen, wenn ich nicht mit dem Heiligen Geist erfüllt blieb. Das war mein Hauptanliegen.

Ich wurde in der Gemeindefarbeit eingesetzt und an verschiedene Orte geschickt. In der Tschechoslowakei hatten wir in jenen Tagen viel Bedrängnis und Feindschaft zu ertragen, und doch war ich zufriedener als je zuvor. Die Gegenwart Gottes war in allem, was ich erlebte, zu verspüren. Mit unumstößlicher Gewißheit wußte ich, daß ich Gott angehörte und daß die Verheißungen seines Wortes mir persönlich galten. Sie leuchteten mir wie helle Sterne im weiten Universum einer unergründlichen Zukunft.

5 Die Liebesgeschichte

*»Die Blumen erscheinen im Lande, die Zeit des Singens ist da, und das Gurren der Turteltaube hebt an«
(Hohel. 2, 12).*

Im Mai 1928 erhielt ich einen neuen Marschbefehl. Ich sollte nach Prag gehen, um dort einem englischen Offizier als Übersetzer zu helfen. Er leitete die größte Gemeinde.

Ein Kollege begleitete mich zum Bahnhof, und unter dem Wagenfenster gab er mir seinen Rat: »Leutnant, wie ich hörte, soll die Sekretärin des Landesleiters eine attraktive Deutsche sein. Passen Sie auf, verlieren Sie nicht Ihr Herz! Es hat genug tschechische Frauen, die aufs Heiraten warten . . . !«

»Sonderbarer Wink«! dachte ich. Jeder Heiratsgedanke lag mir fern. Die Arbeit erfüllte und befriedigte mich. Und dazu hatte ich es sehr nötig, Bibelstudium zu betreiben und andere dicke Bücher zu lesen. Meine Zeit war vollauf besetzt. – Der Zug rollte langsam an und brachte mich in rascher Fahrt nach der Hauptstadt. Welch ein Gedränge und wie viele Leute gab es hier! Auf dem großen Bahnhof hielt ich nach einer Heilsarmeeuniform Ausschau – und dann erblickte ich ihn – meinen neuen Vorgesetzten! Welche Überraschung! Es war kein anderer als mein erster, viel bewunderter Kapitän, Norman Duggins! Er war nun verheiratet. Wir begrüßten uns herzlich und gingen zum Hauptquartier. Dort führte er mich zum Offiziers-Eßzimmer und bestellte mich nachher in seine Wohnung.

Der Raum war leer. Eine freundliche Offizierin kam

und bediente mich. Ich hatte gerade das Dankgebet gesprochen und wollte mit Essen anfangen, als sich die Türe öffnete und eine wunderschöne junge Dame in Heilsarmeeuniform eintrat. Nie zuvor hatte ich solche Schönheit, solchen Adel und solche Anmut in einer Person vereinigt angetroffen! Es verschlug mir die Sprache. Als sie sich meinem Tisch näherte, erhob ich mich und bot ihr an, das Frühstück zu holen. Aber sie sprach nicht Tschechisch, nur Deutsch und Englisch. Deutsch konnte ich überhaupt nicht, Englisch verstand ich wohl gut, aber sprechen war etwas anderes! Unsere Mahlzeit verlief wenig unterhaltsam. Ich getraute mich dann aber nicht, Ensigne Duggins nach ihr zu fragen, obgleich meine Gedanken ständig bei ihr waren. Lebte sie in Prag oder war sie nur auf der Durchreise – wie so viele andere Heilsarmeeleute?

Am Abend wurde ich im Gottesdienst willkommen geheißen. Da sah ich sie am Klavier sitzen. Jetzt dämmerte es mir. Sie war jene Deutsche, die Sekretärin, vor der man mich gewarnt hatte! Sie gehörte also zu unserer Gemeinde. Ich war übergelukkig, denn ich würde sie in jedem Gottesdienst sehen. Bevor ich wußte, was mir geschah, hatte mich die Liebe überflutet. Niemand ahnte etwas von meinen Gefühlen, und ich tat mein Bestes, um nichts zu verraten.

Ich sah sie, Erna von Thun war ihr Name, dann öfters. Sie half uns beim Verkaufen des Kriegsrufs, und weil sie nicht Tschechisch sprach, konnte sie die Restaurants nicht alleine aufsuchen. Ich wurde ihr zugeteilt und durfte sie während Wochen begleiten. Immer wieder nahm ich mir vor, ihr meine Liebe zu gestehen. Ich hatte eine sorgfältig zusammengestellte, englische »Rede« auswendig gelernt; aber ich war zu befangen, um überhaupt viel zu sagen. Das mußte auch Erna auffallen.

Eines Abends sagte sie: »Leutnant, was ist mit Ihnen? Sie sind so still, sind Sie krank? Das würde mir leid tun, besonders weil dies unser letzter Abend ist!«

»Unser letzter Abend? Was meinen Sie damit?«

»Ja, am Montag fahre ich zu meinen Eltern nach Ungarn, und nachher gehe ich auf die Internationale Offiziersschule nach London.«

Mein Herz klopfte wild. Vergessen waren meine Schüchternheit und auch die vorbereitete Rede. In gebrochenem Englisch sagte ich ihr alles, was mir auf dem Herzen lag – seit der ersten Begegnung.

Sie war verlegen. Sie hatte nichts Derartiges erwartet. Auch ich war es, denn ich hatte mich nie zuvor so offen ausgesprochen.

Nach einer Weile sagte Erna in ihrer ruhigen, überlegten Art: »Leutnant, wir wollen nicht weiter darüber reden. In meinen Anmeldeformularen für den Offiziersdienst habe ich geschrieben, daß ich keine Bekanntschaft habe und ich möchte, daß es so bleibt. Wir kennen uns erst seit einigen Wochen. Ich habe mich für das Missionsfeld angemeldet und weiß nicht, wohin ich gesandt werde. Sollte ich in die Tschechoslowakei zurückkehren, können wir wieder darüber reden. Wir wollen alles in Gottes Händen lassen.«

An diesem Abend sprachen wir nicht mehr viel. Wir wünschten uns gegenseitig Gottes Segen. Und ich war sicher, daß ich sie nie mehr sehen würde.

Das Leben ging weiter. Erna war in London, ich in Prag, vollbeschäftigt im Jugendwerk und als Übersetzer. Tief in meinem Herzen blieb ein verborgener Hoffnungs-schimmer.

Wieder einmal wurden Versetzungen vorgenommen. Ensigne Duggins wurde zum Divisionsoffizier von Ost-

rau in Mähren ernannt, und ich, zum Kapitän befördert, sollte die Leitung der dortigen Gemeinde übernehmen und weiterhin dem Ensigne als Dolmetscher zur Verfügung stehen. Ich hatte ein Zimmer in seiner Wohnung.

Die Arbeit in dieser Kohlenminenstadt war nicht leicht. Der Saal war klein, es gab nur wenig Heilssoldaten, und ihr Glaubensleben war nicht gefestigt. Doch im Vertrauen auf Gott verrichtete ich meine Arbeit und suchte das Beste aus der Situation zu machen.

Im Frühjahr 1930 wartete ich fieberhaft auf den englischen Kriegsruf mit der Liste der neuernannten Offiziere. Daraus würde ich sehen, wohin Erna gesandt wurde. Aber ich bekam ihn nicht zu Gesicht. Unverständlich!

Da hörte ich bei Tisch, daß Leutnantin von Thun in unsere Division käme, nach Opava. Ich traute meinen Ohren nicht. Kam sie wirklich in die Tschechoslowakei zurück? Hatte Gott meine Gebete erhört?

Ich wurde an den Bahnhof geschickt, um sie abzuholen – und wurde das Opfer eines Irrtums, denn zu uns kam die Schwester Ernas, von deren Vorhandensein ich überhaupt nichts gewußt und die ebenfalls die Offiziersschule durchlaufen hatte! Aber: von ihr vernahm ich, daß ihre Schwester wiederum als Sekretärin des Landesleiters arbeiten werde. Wie atmete ich auf! Sie war also zurückgekommen; ich würde sie wiedersehen!

6 Was auch kommen mag

»An einer wackern Frau – wer findet sie? – hat man weit höheren Wert als an Korallen« (Spr. 31, 10).

Am Jahreskongreß in Prag bot sich dann die Gelegenheit. Ich ging vorerst zum Nationalen Hauptquartier, und sie war es, die mir die Türe öffnete. Voll Freude streckte ich ihr meine Hände entgegen. Sie errötete und wich zurück, begrüßte mich kurz und verschwand wieder. Welche Enttäuschung! Wieviel hatte ich von diesem ersten Zusammentreffen erwartet! Was war nun geschehen? Hatte ich etwas falsch gemacht?

Der Kongreß nahm seinen Verlauf. Erna wich mir aus. Ich war ratlos. Schließlich sandte ich ihr durch eine Offizierin die Mitteilung, daß ich sie unbedingt in ihrem Büro sprechen möchte, bevor ich zurückreiste. Sie willigte ein.

Ich bat sie dann dringlich, mir offen und ehrlich zu sagen, weshalb sie sich so verhalte. Hatte sie vergessen, was wir vor ihrer Abreise beschlossen hatten? »Sie wissen doch, Leutnantin, daß ich Sie liebe!«

»Entschuldigen Sie vielmals«, gab sie leise und beherrscht zur Antwort, »aber ich fühle, daß ich nicht imstande sein würde, Sie glücklich zu machen, ebenso wenig wie Sie mich!«

All meine Hoffnungen und Träume waren zerschlagen. Sie hatte sich gegen mich entschieden. Ich hatte verloren. Doch ich mußte Gewißheit haben. »Darf ich Sie noch etwas fragen? Haben Sie in England einen anderen Mann kennengelernt?«

»Ganz und gar nicht!« Sie konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten.

Ich wünschte ihr schließlich Gottes Segen und alles Gute für die Zukunft. Dann schloß sich die Tür hinter mir.

Im Innersten betroffen fuhr ich nach Hause. Ich versuchte ruhig zu werden und alle Pläne zu begraben. Das Beten half mir dabei. Ich konzentrierte mich auch auf die Arbeit, und mit der Zeit ging es mir besser.

Aber Gott spann die Fäden meines Lebens. Ein Brief vom Hauptquartier beorderte mich nach Prag. Dort traf ich Erna wieder. Sie arbeitete als Sekretärin des Landesleiters am Hauptquartier und tat daneben in meiner Gemeinde unschätzbare Dienste: sie leitete nicht nur den Gesangchor und die Jugendgruppe, sie ging auch regelmäßig mit unserer Zeitschrift in die Restaurants.

Beruflich hatten wir viel miteinander zu tun. Alle persönlichen Gefühle hatte ich auf die Seite gelegt, und ich dankte Gott für den inneren Frieden.

Er sollte nicht allzulange bleiben. Die Leutnantin teilte mir mit, daß sie in eine andere Gemeinde übertreten wolle, in die kleinste in Prag. Ich war wie vor den Kopf gestoßen. Doch – so dachte ich – ging es ihr in erster Linie um das Werk für Gott.

»Ich werde die notwendigen Papiere ausfüllen, Leutnantin«, so sagte ich. »Doch darf ich erfahren, weshalb Sie wechseln wollen? Ist dies wirklich nötig?«

»Ja, unbedingt!«

Doch so schnell wollte ich nicht aufgeben und setzte ihr auseinander, wie schwer es sein würde, Ersatz für sie zu finden. »Haben Sie den Entschluß gut überlegt und darüber gebetet?« fragte ich noch.

Sie gab keine Antwort. Peinliche Stille umgab uns.

Und in diese Stille hinein kam mir ein Gedanke, den ich längst nicht mehr zu hegen wagte. War am Ende ich selbst die Ursache? Könnte es sein, daß – nein, daran war nicht zu denken? Oder doch? O Gott!

»Leutnantin«, sagte ich sehr befangen, »wollen Sie wegen mir fort? Darf ich hoffen, daß Sie mir mehr als christliche Liebe entgegenbringen?«

Sie barg ihr Gesicht in beiden Händen und flüsterte kaum hörbar: »Ja!«

Wie gerne hätte ich sie jetzt in die Arme genommen, doch wollte ich sie nicht erschrecken. Ich ergriff ihre Hände und drückte sie.

Wir kamen überein, daß wir während drei Monaten um Gewißheit beten wollten. Wir sahen uns täglich, sprachen aber nie über unser privates Verhältnis. Wir wußten, daß es so gut war. Viel schneller, als ich mir vorgestellt hatte, gingen die drei Monate vorbei. Inzwischen hatte uns Gott Ruhe und Sicherheit geschenkt. Wir wußten nun, daß wir miteinander durchs Leben gehen sollten. Im Frühjahr 1932 verlobten wir uns, und an jenem Tag küßten wir uns zum erstenmal.

Ein Jahr darauf heirateten wir. Der Landesleiter, Kommissär Nielsen, ein Däne, vollzog die Trauung, die in feierlichem Rahmen im Heilsarmeesaal stattfand.

Erna bedeutete mir mehr als eine Ehefrau im üblichen Sinne. Sie war mir eine große Hilfe in meinem geistlichen Leben. Und ich werde Gott nie genug danken können dafür, daß er mir Erna zur Frau gab.

7 Der Sturm bricht los

»Könige der Erde stehen auf, und Fürsten ratschlagen miteinander wider den Herrn« (Ps. 2, 2).

1938 überschritt die deutsche Wehrmacht die Grenze und besetzte Sudetendeutschland. Tausende von Flüchtlingen suchten im Innern der Tschechoslowakei Sicherheit. Unser Versammlungssaal in Pilsen wurde in ein Auffanglager umgewandelt.

Innerhalb eines Jahres wurde das ganze Land besetzt. Die Judenverfolgung begann. Tausende wurden verhaftet und in die Konzentrationslager geschickt; nie wieder hörte man von ihnen. Auch mein jüdischer Schwager und seine Verwandtschaft wurden verhaftet. Er überlebte als einziger.

Viele Juden suchten bei der Heilsarmee Zuflucht. Nie verschlossen wir unsere Türe und nahmen alle auf, obgleich es äußerst gefährlich war. Doch unser Herz schlug für diese geplagten und verfolgten Menschen, und Gott schenkte uns Kraft und Weisheit.

Das war eine böse und traurige Zeit für mein Heimatland. Die Christen wurden zwar nicht verfolgt. Aber viele Leute verloren ihr Leben aus politischen Gründen. Das ganze Dorf Lidice wurde niedergebrannt, die Männer wurden getötet, die Frauen verhaftet und die Kinder nach Deutschland deportiert.

Meine Gattin ging durch eine schwierige Zeit. Es begann damit, daß sie die Behörden um die Bewilligung nachsuchte, ihre kranke Mutter in Deutschland besuchen zu dürfen. Dabei kam an den Tag, daß sie von Geburt Deutsche war. Der Beamte zerriß ihren tschechi-



Brigadier Korbel (mit Instrument im Arm) spricht an einem Gottesdienst im Freien. Im Hintergrund ein Angehöriger der deutschen Wehrmacht.

schen Ausweis. Sie wurde gezwungen, die deutsche Staatsangehörigkeit anzunehmen, und auch unsere Kinder wurden als Deutsche registriert – trotz unseres Protestes. Erna wurde belehrt, daß wir uns zu fügen hätten, sonst würden mir die Vaterschaftsrechte abgesprochen, und die Kinder kämen unter deutsche Vormundschaft. Das wollten wir unter keinen Umständen. So behielt ich als einziger das tschechische Bürgerrecht.

Im Mai 1945 – wir lebten wieder in Brünn – zogen die kämpfenden Truppen durch unsere Stadt. Als das Artilleriefeuer und die Bombenexplosionen endlich verstummten, waren wir wieder frei. Und doch waren wir nicht frei. Spannung, Verwirrung und Mißtrauen waren überall zu finden. Die Deutschen, die immer noch in der Tschechoslowakei lebten, wurden verfolgt. Gewöhnlich

waren es die einfachen, unschuldigen Leute, die nun mißhandelt wurden, die schuldigen waren längst weggefahren.

Erna war in Gefahr. Sie mußte die Stadt verlassen und fand bei einer amerikanischen Frau aus Oklahoma, die einen tschechischen Bauern geheiratet hatte, Unterschlupf. Sie war eine wunderbare christliche Frau.

Nachdem die Verfolgungen abgeklungen waren, kam meine Gattin wieder nach Brünn zurück. Hier wurde sie von den Behörden aufgefordert, das Land zu verlassen und nie mehr zurückzukehren, weil sie Deutsche sei. Die Kinder hätte sie nicht mitnehmen dürfen, und auch mir wäre nicht erlaubt worden, mit ihr zu gehen. Wir konnten dies nicht glauben. Es war unfaßbar!

Wir brachten die Sache im Gebet vor Gott und waren sicher, daß es nicht sein Wille sein konnte, daß wir auf diese Weise auseinandergerissen würden. Und während wir beteten, handelte Gott. Freunde und Mitglieder unserer Gemeinde hatten vom Ausweisungsbefehl gehört und bei den zuständigen Stellen ein Gesuch für eine Aufenthaltsbewilligung eingereicht. Sie bezeugten, daß Erna das tschechische Volk liebe und stets zu ihm gestanden sei. Bald darauf erhielten wir ein Schreiben, das ihr den Aufenthalt für ein Jahr erlaubte. Wie freuten wir uns darüber und wie dankten wir Gott dafür!

Später wurde ihr die tschechische Staatszugehörigkeit wieder zuerkannt, ohne daß wir uns darum bemüht hätten. Wie das geschah, blieb uns ein Geheimnis. Wir erkannten darin Gottes fürsorgliche Hand und priesen ihn für seine Treue.

Anfangs 1947 erlebte ich eine große Überraschung. Ich war auserwählt worden, unser Land bei der internationalen Jugendkonferenz der Heilsarmee in London zu

vertreten. Hier lernte ich viele Delegierte aus allen Teilen der Welt kennen. Es war eine Zeit großer Segnungen.

Während dieses Aufenthaltes gewann ich die Überzeugung, daß ich mich für die Missionsarbeit melden sollte, vielleicht deshalb, weil ich einen Offizier traf, der sich eben mit Frau und Kinder für die Ausreise nach Afrika bereit machte. Nach meiner Rückkehr besprach ich mich mit Erna. Sie war verwirrt, denn nach ihrer Überzeugung waren wir längst am richtigen Platz. Doch nach ernsthaftem Beten und vielen Diskussionen sandten wir unsere Anmeldung für das Missionswerk an das Internationale Hauptquartier in London ein. Die Antwort kam recht bald: »Sie sind angenommen und für Pretoria in Südafrika bestimmt.«

Es ging anderthalb Jahre, bis alle Formalitäten wie Visa und ärztliche Zeugnisse in Ordnung waren. Doch dann kam der große und völlig unerwartete Wechsel.

Die Reichgottesarbeit in Brünn, wo wir bis zu meiner Verhaftung stationiert waren, gab uns viel Befriedigung. Unser besonderes Interesse galt den Kindern. Viele hatten sich bekehrt und liebten Gott von ganzem Herzen. Sie spielten im Musikkorps, sangen im Gitarrenchor mit und beteiligten sich an den Gottesdiensten im Saal und im Freien. Voll Begeisterung bezeugten die Jugendlichen Jesus Christus, der ihr Leben umgewandelt hatte.

An einem sonnigen Sonntag hielten wir wie üblich unsere Versammlung in dem Park, der gerade gegenüber dem kommunistischen Jugendzentrum lag. Seit vielen Jahren war dieser Platz unser Standort – lange bevor hier auch politische Kundgebungen stattfanden. Wir wußten natürlich, daß die Agenten der Kommunisten, die seit Februar 1948 die Macht innehatten, allgegenwärtig und stets darauf erpicht waren, Aussagen aufzuschnappen,

die sich gegen uns verwenden ließen. Aber wir erwähnten die Politik überhaupt nicht. Unsere Aufgabe war es vielmehr, all jenen, die Gott nicht kannten, eine geistliche Botschaft zu bringen. Wir mischten uns nicht in die behördlichen Belange ein und waren daher auch nicht beunruhigt, wenn wir bemerkten, daß die Agenten Notizen machten.

Aber an diesem Sonntag kam ein vornehmer Herr auf mich zu und bat mich um eine Unterredung. Er stellte sich als Leiter des Jugendzentrums vor. »Ich bewundere Sie, mein Herr«, erklärte er mir sein Interesse, »wie gut es Ihnen gelingt, all diese Kinder und Jugendlichen zu begeistern! Ich bemerke, wie sie sich gerne und beständig an Ihren Veranstaltungen beteiligen. Ich selbst habe große Mühe, Kinder und Jugendliche für unser staatliches Programm zu begeistern. Trotz verlockender Angebote habe ich sozusagen keinen Erfolg. Aber bei der Heilsarmee scheinen die jungen Leute gerne mitzumachen! Daher habe ich mich gefragt, ob wir nicht zusammenspannen könnten. Wollen Sie nicht Ihr Volk samt den Kindern in unser Zentrum bringen?«

Ich war höchst überrascht. »Wissen Sie«, antwortete ich ihm, »ich kann mir nicht vorstellen, wie wir so etwas tun könnten, da doch unsere Zielsetzungen grundverschieden sind. Wir bemühen uns, den jungen Leuten den Glauben an Gott und den Respekt vor seinen Geboten als erstrebenswert zu zeigen, während Sie gerade das Gegenteil beabsichtigen. Verunmöglicht dies nicht jede Zusammenarbeit?« – Meine Antwort mißfiel ihm sehr, und ohne ein weiteres Wort zu sagen, entfernte er sich. Aber von da an wurden wir strenger überwacht.

In jenen Tagen wollte unser Assistent, ein Leutnant aus England, für seine Ferien nach Hause zurückkehren.

Als er vor der Abreise stand, klopfte es an die Türe. Ich gab Bescheid. Vor mir stand ein Herr mit einem großen Briefumschlag in der Hand. »Was kann ich für Sie tun?« fragte ich den Fremden. – »Ich hörte, daß Ihr Assistent nach England zurückkehren wird. Würde er mir nicht den Gefallen erweisen und diesen Brief mitnehmen, um ihn einer bestimmten Person auszuhändigen?«

»Weshalb senden Sie den Brief nicht per Post?« erkundigte ich mich. Er kam näher und sagte im Flüsterton: »Wissen Sie, es handelt sich um eine anti-kommunistische Botschaft für die Untergrundbewegung, die nur persönlich überbracht werden kann.« Sofort witterte ich die Falle. »Herr, bitte, verlassen Sie sofort unser Haus! Wir sind Christen und Salutisten; die Heilsarmee mischt sich nicht in politische Angelegenheiten.« Er starrte mich wortlos an und kehrte um.

Nicht lange danach kam ein anderer Geheimagent. Gott ließ mich erneut die Gefahr erkennen. Diesmal handelte es sich um einen jungen, stämmigen Kerl mit einem dichten Haarschopf. »Kann ich den Major sprechen?« fragte er.

»Ich bin der Major«, antwortete ich, »was wünschen Sie von mir?« Er blickte spähend umher, um sicher zu sein, daß wir alleine waren und sagte dann: »Ich brauche unbedingt und sofort 5000 Kronen!«

Ich staunte. Soviel Geld ging selten durch meine Hände. »Wofür brauchen Sie denn einen so hohen Betrag?« wollte ich wissen. Mit gedämpfter Stimme gab er die Erklärung: »Es betrifft die Untergrundbewegung, wissen Sie, gegen die Kommunisten! Ich bin überzeugt, daß die Heilsarmee und Sie im besonderen, Major, diese gute Sache unterstützen werden!«

Streng und wahrheitsgemäß korrigierte ich seine Annahme: »Mein Herr, Sie befinden sich hier an der

falschen Stelle! Sicher sind wir stets bereit, sozialen und geistlichen Beistand zu gewähren, aber für die von Ihnen erwähnte Sache würden wir niemals Geld geben. Bitte, verlassen Sie das Büro!« Ich öffnete ihm die Türe.

Nach ein paar Wochen sah ich ihn wieder. Es war nach meiner Verhaftung im September 1949. Ich war gerade in den Untersuchungsraum zur Vernehmung geführt worden, als ich ihn durch eine halboffene Türe im Nebenraum erblickte. Diesmal trug er die Uniform der Geheimpolizei.

Der politische Sturm, der 1938 mit Hitler die Tschechoslowakei überfallen hatte, war vorüber. Ein anderer Sturm, die Machtübernahme durch die Kommunisten im Februar 1948, folgte. Und ich war eines seiner in die Tausende zählenden Opfer geworden. Die Freiheit, die mir mein Vaterland gewährt hatte, war jetzt verloren – vielleicht für immer. Wie hilf- und wehrlos wäre ich doch gewesen ohne die liebevolle Bewahrung meines himmlischen Vaters!

8 Unter Gottes Schutz

Mit seinem Fittich bedeckt er dich, und unter seinen Flügeln findest du Zuflucht (Ps. 91, 4).

Drei Wochen war ich nun in Untersuchungshaft gewesen, drei Wochen, während denen mein ganzes Leben an mir vorübergegangen war und ich auf Freilassung gewartet hatte. Endlich war es soweit. Eines Morgens wurde mein Name aufgerufen.

Ich sprang auf und strich meine unansehnliche, völlig zerknitterte Uniform zurecht. Während drei Wochen hatte ich sie Tag und Nacht getragen, hatte in ihr auf dem schmutzigen Boden geschlafen; sie sah schrecklich aus. Doch es bekümmerte mich nicht, denn nun würde ich bald zu Hause sein.

Vor der Zelle warteten vier Männer. Sie ergriffen mich, und bevor ich wußte, was mir geschah, schlossen sie Handschellen um meine Hände und zogen eine straffe Binde über meine Augen. Dann schoben sie mich einen langen Gang entlang. Eine große Angst kam über mich. Nachdem ich über viele Treppen gestolpert war, hielten wir brüsk an. Sie entfernten Handschellen und Augenbinde.

Ich befand mich nun in einem großen, fast leeren Raum. In einer Ecke saßen acht Männer an einem langen Tisch. Sie sahen jung und kräftig aus. Einer wies mit freundlichem Lächeln auf den leeren Stuhl, der in der gegenüberliegenden Ecke stand. Beruhigt durch die offensichtliche Freundlichkeit nahm ich dort Platz. Doch – da bemerkte ich an der Wand einen dunklen frischen Blutstreifen. An einer anderen Stelle erkannte ich

einen blutigen Händeabdruck. Und dann sah ich über den ganzen Fußboden verbreitet Blutflecken. Ich begriff, daß ich mich an dem Ort befand, wo meine Zellengenossen gefoltert worden waren. Grauenhafte Szenen hatten sie mir geschildert. Aber ich hatte keine Zeit, länger daran zu denken, denn mein Verhör begann.

»Wir möchten Ihnen gerne einige Fragen stellen und hoffen, daß Sie uns die Wahrheit sagen«, begann der Untersuchungsbeamte.

Ich blickte ihm direkt in die Augen und erwiderte: »Mein Herr, ich bin ein Christ. Bevor ich an Jesus Christus glaubte, habe ich mich oft durch Lügen aus einer unangenehmen Lage befreit. Aber seither nie mehr. Sie können sicher sein, daß ich Ihnen die Wahrheit sage, selbst wenn ich dafür zu leiden hätte.«

»Es ist schon gut, wenn Sie bei der Wahrheit bleiben, denn Sie haben Frau und Kinder und möchten gerne heimgehen. Das wird möglich sein – sogar sehr bald – wenn Sie alles bekennen«, ließ sich ein anderer vernehmen. Ich hatte ein gutes Gewissen und nichts zu verbergen und versicherte ihm ruhig: »Gewiß, ich werde Ihnen die Wahrheit sagen.«

Sie schauten einander an, und dann begann einer von ihnen: »Gut, sagen Sie uns, woher Sie die Waffen, die Gewehre und die Munition haben? Wir wissen, daß sich unter dem Podium in Ihrem Saal ein Waffenlager befindet. Geben Sie es zu?«

Waffen? Gewehre? dachte ich verwundert. In unserem Saal? Wo ich jede Ecke kenne?

Bevor ich mich von meinem Staunen erholt hatte, fing der Mann wieder an: »Sie leugnen also? Dann berichten Sie uns wenigstens, wohin Sie die politischen Rapporte sandten? Wir haben den illegalen Radiosender unter der Decke Ihrer Kapelle entdeckt. Denken Sie daran, ein

Geständnis hilft Ihnen mehr als eine Lüge! Sprechen Sie!«

Endlich fand ich die Sprache. »Meine Herren, nichts von alledem stimmt! Sie sind falsch informiert worden. Wie können Sie nur so schreckliche Dinge behaupten? Kommen Sie mit mir in den Saal, und ich werde Ihnen jeden Winkel zeigen, ich . . . «

»Schweigen Sie, Lügner!« wies er mich brüllend zu recht. »Wir haben hier den Beweis Ihrer Tätigkeit, lesen Sie nur!« Er gab mir einen Brief. Ich schaute ihn an. Er war auf englisch geschrieben und enthielt so viele Zahlen, Formeln und technische Ausdrücke, die ich selbst in meiner Muttersprache nicht verstanden hätte. Vollständig verwirrt betrachtete ich das Schriftstück und begriff nicht, was dies alles zu bedeuten hatte.

»So reden Sie endlich!« befahl der Beamte. »Wir haben viele Kopien dieser Spionageblätter in Ihrem Büro vorgefunden. Wohin und wem haben Sie diese Berichte geschickt? Bekennen Sie die Wahrheit!«

Die acht Männer sprangen von ihren Sitzen auf und kamen auf mich zu. Auch ich sprang vom Stuhl auf, mit einem bitteren Geschmack auf der Zunge. »Wie können Sie nur solche Anschuldigungen gegen mich erheben«, rief ich empört, »ich sagte Ihnen bereits, daß Sie falsch informiert sind! Oder erzählen Sie absichtlich solche Lügen, um mich ins Gefängnis zu bringen oder zu töten!«

Mit gespielter Freundlichkeit drückte mich einer auf den Stuhl zurück. Sein gekünsteltes, kaltes Lächeln vermochte den wild aufflammenden Haß nicht zu verbergen. Sie hielten mir einen Briefbogen unter die Augen und sagten: »Hier ist eine Feder, wenn Sie dieses Schriftstück unterschreiben, sind Sie entlassen!« Doch ein Blick genügte, um zu erkennen, daß dieses Papier voller Lügen war.

Wieder sprang ich auf und sagte: »Sie befahlen mir, die Wahrheit zu sagen, und nun wollen Sie, daß ich diese schrecklichen Lügen unterschreibe? Niemals!«

Ich hatte ihre Taktik begriffen: Sie wollten mich dazu zwingen, diese falschen Aussagen zu unterzeichnen, um sie nachher in den Zeitungen als Beweismaterial gegen mich aufzuführen. Es war ein propagandistischer Trick, um auf diese Weise die Christen staatsfeindlicher Umtriebe und geheimer Spionagetätigkeit bezichtigen zu können. Und mich hatten sie als ihr Werkzeug ausersehen. »Niemals werde ich dies tun!« sagte ich immer wieder.

»Gut – Sie wollen also nicht unterschreiben? Dann nehmen Sie bitte auf jenem Stuhl in der Mitte Platz!« In der Annahme, daß die Diskussion dort weitergeführt werde, wechselte ich den Platz. Aber ich hatte mich getäuscht. Das Reden war jetzt vorbei.

»Ziehen Sie Kittel, Schuhe und Socken aus!« befahl mir einer. Plötzlich war die Atmosphäre anders geworden. Ich fühlte die Gegenwart satanischer Mächte und wußte, daß ich zu gehorchen hatte. Da stand ich nun – ohne Rückendeckung und mit bloßen Füßen. Sie hießen mich auf den hölzernen Stuhl knien und meine Arme geradewegs auszustrecken.

In diesem Augenblick tauchte das Bild des Zellengenossen vor mir auf, der als zusammengeschlagener Krüppel in einer Zellenecke kauerte. Ich wußte, daß mich jetzt dieselbe Züchtigung erwartete. Mein ganzer Körper begann zu zittern. Ich bin kein tapferer Mann. Ich wußte, ich konnte das nicht durchstehen, was jetzt da folgen würde. So erhob ich denn meine Seele zu dem Einen, der allein imstande war, mir zu helfen. Während mein zitternder Körper auf dem Stuhl kniete, schrie mein angstvolles Herz zu Gott:

»Herr, während zweiundzwanzig Jahren habe ich gepredigt, daß du mächtig bist, deine Kinder zu beschützen und zu bewahren. Offenbare jetzt bitte diese deine Macht! Stärke mich und mach mich willig, lieber zu sterben, als dir und deinen Kindern Unehre zu bereiten!«

Die Männer hatten sich mit Gummiknüppeln bewaffnet. Sie fluchten und lästerten fürchterlich und fixierten mich mit wild blickenden, sadistischen Augen. Sie waren bereit zuzuschlagen, zu schlagen, zu schlagen . . . Ich duckte mich. Brüllend fielen sie über mich her.

»Warum schlagen sie mich nicht?« wunderte ich mich. Sie versuchten es zwar, aber sie konnten mich nicht treffen. Ich war von einem unsichtbaren Panzer geschützt. Sie nahmen Anläufe gegen mich, aber es war, als ob mächtige, unsichtbare Hände sie zurückhielten. Sie konnten mich nicht berühren!

Was war es? Wer hinderte sie? War ich schuld daran?

Sicherlich nicht. Ich befand mich in einer äußerst bemitleidenswerten Lage und zitterte vor Angst. Gott war es, der mich schützte! Noch eine ganze Weile suchten die Männer auf mich einzuschlagen, aber sie stießen sich nur gegenseitig und schnaubten wie wilde Tiere. Ihr Haß steigerte sich zusehends.

Zuletzt schrie einer: »Schafft ihn fort! Ich kann diesen Kerl nicht mehr sehen! Tut ihn weg, bevor ich ihn töte!« Zornig stieß mich jemand vom Stuhl und warf mich in den Gang hinaus. Ich hatte kaum die Kraft aufzustehen nach so vielen Hungertagen und schlaflosen Nächten. Und dazu war ich total erschöpft von der Feuerprobe im Untersuchungsraum. Die Wächter halfen mir auf die Beine und gaben mir die Schuhe zurück. Dann legten sie mir wieder Handschellen und Augenbinden an und führten mich in die Zelle zurück.

Meine Zellengenossen glotzten mich fassungslos an.

Wie war es nur möglich, daß ich nicht zusammengeschlagen worden war? Ich versuchte ihnen zu erzählen, wie wunderbar mich Gott beschützt und meinen Herzensschrei erhört hatte. Aber sie konnten es nicht glauben. Einige argwöhnten sogar, ich sei ein geheimer Kollaborateur.

9 Miroslav

»Den König in seiner Schönheit werden deine Augen sehen . . . (Jes. 33, 17)

Es war Mitternacht. Ich wurde mit mehreren andern aus meiner Zelle in einen Autobus verladen und weggefahren. Die Wagenfenster waren so dunkel übermalt, daß ich nicht einmal die Gesichter meiner Kameraden erkennen konnte. Ich denke, daß wir uns alle mit der Frage beschäftigten, welches das Ziel dieser Reise sein möge und ob wir je wieder nach Hause kämen, heim zur Mutter, zu Frau und Kindern.

Obschon das Reden verboten war, flüsterte einer: »Sie bringen uns nach Rußland!« – »Nein!«, entgegnete ein anderer ruhig: »Sie töten uns!«

Wir waren alle niedergeschlagen. Ich dachte daran, daß Erna für mich betete, und nun begann auch ich während dieser Fahrt still in meinem Herzen für sie und die Kinder zu beten. Auch für mich selber flehte ich zu Gott, ebenso für all die zurückgelassenen Glaubensgeschwister in der Heilsarmee-gemeinde. Dann brachte ich auch meine Mitgefangenen vor den Herrn, und schließlich gelang es mir sogar für unsere Bedränger zu beten.

Unaufhaltsam rollte der Bus während zwei bis drei Stunden durch die Nacht. Wir hatten keine Ahnung, in welcher Richtung wir fuhren. Plötzlich bog der Chauffeur scharf um eine Kurve und stoppte brüsk. Wo waren wir? Keiner wußte es.

Die Wagentüre wurde geöffnet, vor uns sahen wir nichts als ein großes Tor, das offensichtlich zu einem Gefängnis führte. Mehrere Wärter erwarteten uns. Wir

wurden angewiesen, den Wagen zu verlassen und das Gebäude zu betreten. In der großen Eingangshalle mußten wir uns in Einerkolonne aufstellen. Das Gebäude war vierstöckig. Auf jeder Etage gruppierten sich die Zellen kreisförmig um den Innenhof.

Nun wurde ein Gefangener nach dem andern aufgefordert, die Treppe hinaufzusteigen. Wenn er außer Sicht war, hörten wir nur noch das dumpfe Hallen seiner Schritte und das Knallen einer Türe.

»Der Nächste!« Jetzt war die Reihe an mir. Zwei Wärter führten mich ins dritte Stockwerk hinauf. An vielen Zellen vorbei durchschritten wir den langen Gang, bis wir schließlich vor einer Zelle anhielten. Sie schlossen auf. Von irgendwoher kamen noch zwei Wärter. Sie standen zusammen und flüsterten eine Weile miteinander. Plötzlich öffnete einer die Türe, stieß mich hinein und schloß sofort wieder zu.

Alles war so schnell vor sich gegangen. Ich befand mich in einer ganz engen Zelle. Ich merkte, daß mich die Wärter durch das Guckloch der schweren Türe beobachteten und vernahm sogar ihr undeutliches Flüstern.

Ich sah mich um. Der Raum war sauber und hell erleuchtet. Ein schmaler Tisch und ein Stuhl waren an der Wand befestigt. Ein Bett war auch da – und es war besetzt! Unter dem Leintuch bewegte sich etwas. Eine behaarte, abgemagerte Hand mit langen schwarzen Fingernägeln kam zum Vorschein. Ich war wie versteinert! Dann kam auch die andere Hand unter der Decke hervor. Doch immer noch verbarg das Tuch den Kopf. Jetzt aber wurde es langsam, fast zentimeterweise, zurückgeschoben und enthüllte ein bärtiges, verkrampftes Gesicht mit wild flackernden Augen und zerzaustem Haar. Es war das Gesicht eines Geisteskranken! Er

starrte mich an, grinste und gab knurrende Laute von sich, wie ein Tier.

Ich fürchtete, daß er mich angreifen würde, und flüchtete zur äußersten Zellenwand. Alles war so fremdartig und schrecklich. Ich fühlte mich hilflos, ausgeliefert. Instinktiv suchte ich nach einer Fluchtmöglichkeit, aber es gab keine.

In meiner Seelenangst kniete ich nieder und betete: »Herr, hier bin ich, ich lege mich in deine Hände!« Ich bedeckte mein Gesicht mit den Händen und horchte angespannt, ob das Wesen auf dem Bett irgend etwas unternehmen würde. Nichts geschah. Es wurde ganz still. Auch vor der Türe hatte das Flüstern aufgehört. Plötzlich ging das Licht aus. Ich legte mich auf den harten Boden und versuchte meine Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen, damit ich die Vorgänge auf dem Bett wahrnehmen konnte. Alles blieb ruhig. Schließlich schlief ich ein.

Ich hatte ja keine Ahnung, was sich drei Tage vor meiner Ankunft in dieser Zelle abgespielt hatte. Mein irrer Zellenkamerad hatte in einem Wutanfall den Wärter angegriffen und sein Gesicht arg zerkratzt. Andere Wärter waren zu Hilfe gekommen und hatten den Gefangenen gefesselt. Drei Tage ließen sie ihn ohne Nahrung und Wasser und ohne jegliche Pflege liegen. Erst kurz vor meiner Ankunft hatten sie ihn losgebunden. Aus diesem Grunde hatten sie mich so schnell in die Zelle gestoßen und dann durch das Guckloch geschaut. Sie rechneten damit, daß ich getötet werde! Aber Gott wachte über mir! Er hörte mein Gebet und beruhigte den Irrsinnigen während dieser Nacht.

Als ich aufwachte, galt mein erster Blick dem Bett. Es war leer. Mit einem Gefühl der Erleichterung erhob ich mich, um das Leintuch zurechtzustrecken, als urplötzlich

eine Hand unter dem Bett hervorschnellte und mich mit einem gräßlichen Gekreisch am Fußgelenk packte. Entsetzt wich ich zur Seite. Fast hätte er mir den Fuß umgedreht!

Während des Tages verbrachte mein irrer Zellengenosse die meiste Zeit unter dem Bett. Sogar das Essen verschlang er dort. Am Anfang beunruhigten mich all seine ungewohnten Geräusche und Bewegungen, doch dann gewöhnte ich mich daran. Allmählich empfand ich tiefes Erbarmen für diese arme Seele. Wer war er wohl? Sein Gesicht zeigte intelligente Spuren. Wahrscheinlich war er einmal ein gutausssehender Mann gewesen. Was hatte ihn dermaßen verändert?

An seinen Füßen entdeckte ich einen schleimigen Ausschlag, welcher mir den gräßlichen Geruch erklärte, der mir schon beim Eintritt in die Zelle aufgefallen war. Als er wieder einmal ausgestreckt unter dem Bett schlief, schlich ich mich vorsichtig an ihn heran und wusch seine Füße mit einem nassen Lappen ab. Was würde er sagen, wenn er davon aufwachte? Nichts geschah. Ich hatte den Eindruck, daß ihm das Waschen wohltat, und wiederholte es, so oft sich mir dazu Gelegenheit bot. Immer wieder betete ich für ihn.

So gingen die Tage eintönig dahin. Wie sehnte ich mich nach einer Bibel! Nie hätte ich geglaubt, daß ich sie dermaßen vermissen würde. Da – ganz unerwartet erhielt ich eines Tages Post, ein Lebensmittelpaket von meiner Frau! Wie es dazu gekommen war, blieb mir ein Rätsel. Aufgeregt löste ich die Verschnürung. Wieviel Wärme und Liebe von zu Hause wehte mir aus diesem Päcklein entgegen! Meine Tränen tropften aufs Papier. Zitternd griff ich nach einem von Kinderhand beschriebenen Zettel: »Lieber Papi, diese Nüsse habe ich für Dich geschält, und den Apfel schickt Dir Deine Alenka!«

Doch im Paket befanden sich weder Nüsse noch ein Apfel. Sie waren den Zensoren zum Opfer gefallen. Aber etwas hatten sie mir doch gelassen – ein Sandwich! Wir hatten ja allgemein Hungerzeiten, und so wunderte ich mich, was wohl zwischen den Brotscheiben liegen mochte. Vielleicht eine Käsescheibe? Oder Speck? Oder – nein, das war ganz unmöglich, woher auch sollte meine Frau Schinken nehmen? Langsam hüllte ich das Sandwich aus dem Papier und – ich konnte meinen Augen kaum trauen – da lag ein kleines, schwarzes Testament zwischen den Brotscheiben! Mit zitternden Händen drückte ich es an mein Herz und meine Lippen.

»O Gott, wie bist du gut!« Immer und immer wieder stammelte ich diese Worte. In den folgenden Tagen war mein Herz voll Sonnenschein. Ich besaß wieder ein Testament – in kommunistischen Gefängnissen strengstens verboten! Mit Heißhunger verschlang ich es. Tag für Tag tat ich nichts als lesen, lesen. Immer, wenn ich von der Türe her ein verdächtiges Geräusch vernahm, versteckte ich mein Kleinod. Einmal hatte ich nur noch Zeit, um mich darauf zu setzen. Aber eines Tages ertappte mich der Wärter doch beim Lesen. Ich war so versunken gewesen, daß ich ihn erst bemerkte, als er vor mir stand und fragte: »Was lesen Sie da?« – »Gottes Wort, die Bibel«, antwortete ich ängstlich. »Meine Frau hat sie mir gegeben.« Er warf einen flüchtigen Blick auf das Büchlein und sagte: »Ach so, das ist es also!« und entfernte sich. Wie wehrlos wäre ich gewesen, wenn er mir das Testament weggenommen hätte! Ich war Gott so dankbar für seine Bewahrung und las von diesem Tag an in aller Ruhe darin.

Einmal, als ich wieder beim Lesen war, verließ mein kranker Gefährte plötzlich seinen gewohnten Platz unter

dem Bett, kroch zum Fenster und setzte sich dort mit gekreuzten Beinen hin. Ich wußte, daß es das Beste war, sein ungewohntes Benehmen zu ignorieren und auf der Hut zu sein.

»Was lesen Sie da?« durchbrach eine heisere, rauhe Stimme die Stille. Erschrocken sprang ich auf und betrachtete ungläubig die am Boden kauende Gestalt. Noch nie hatte ich ihn sprechen hören – nur unartikulierte Laute hatte er bis jetzt von sich gegeben. Aber soeben hatte er eine klare, verständige Frage gestellt! Um ihn keineswegs zu reizen, verbarg ich mein großes Erstaunen und sagte so ruhig wie möglich: »Das ist die Bibel, Gottes Wort. Sie erzählt uns von Gottes Liebe und von Jesus Christus, seinem Sohn, den er zu unserem Heil in die Welt gesandt hat.«

»Geben Sie sie mir!« verlangte er.

Was sollte ich tun? Ich wollte ihn nicht wütend machen, so gab ich ihm vorsichtig mein Testamentchen – voll Bangen. »Was wird er damit tun? O Gott, laß nicht zu, daß er es zerreißt!« betete ich im stillen. Nun beobachtete ich, wie er das Büchlein öffnete und sogleich zu lesen begann.

»Er ist gewiß nicht vollkommen verrückt, wenn er lesen kann«, dachte ich erleichtert. Eine große Hoffnung erfüllte mein Herz, und ich betete weiter für ihn und für mich. Während des ganzen langen Tages las er, desgleichen am nächsten Tag. Am dritten fing er schon am Morgen früh damit an. Ich war jetzt daran gewöhnt und beobachtete ihn nicht mehr sonderlich, bis mich plötzlich ein fremdartiges Geräusch aufmerksam werden ließ. Ich schaute zu ihm herüber und sah, daß er weinte; schmerzliches, verhaltenes Schluchzen schüttelte den ganzen Körper. Ein großer Kummer mußte ihn erfüllen. Tiefes Erbarmen kam über mich und überwand meine Furcht.

Ich kniete zu ihm nieder und legte meinen Arm um seine Schulter.

»Weinen Sie bitte nicht!« beschwichtigte ich ihn. »Gott hat Sie lieb und will Ihnen helfen!« – »Nein, nein, ich bin verloren, mir kann niemand helfen! Sie werden mich aufhängen!« wimmerte er verzweifelt. Ich rutschte näher zu ihm heran; langsam, in abgebrochenen Sätzen und unter leisem Schluchzen erzählte er mir seine Geschichte:

Nennen wir ihn hier Miroslav. Er war Büroangestellter gewesen und hatte Geheimdokumente entwendet, die er einem Freund zum Weiterleiten überreichen wollte. Dieser weigerte sich, weil er Frau und Kinder hatte. Miroslav jedoch bedrohte ihn und zwang ihn dazu, die Dokumente abzuliefern. Zwei Tage später wurden die beiden mit noch etlichen anderen geschnappt und verhaftet. Nach einem harten und grausamen Verhör eröffnete ihm sein Anwalt, daß er mit der Todesstrafe zu rechnen habe. In den darauffolgenden Tagen war er so arg mißhandelt und gefoltert worden, daß er den Verstand verloren hatte. Seine Lage war hoffnungslos, und er war untröstlich, besonders wenn er an seine Frau dachte, die in Erwartung war, und an sein erstes Bübchen, das er innig liebte.

Ich wußte, daß tatsächlich wenig Aussicht für ihn bestand. Er hatte eine Tat begangen, für die es nur eine Strafe geben konnte: Hinrichtung am Galgen. Aber Gott ist ein liebender Vater, dem wir all unseren Kummer und alle unsere Ängste anvertrauen können. Er ist auch ein mächtiger Gott, der wohl imstande ist, Seele und Leib eines armen Menschen zu heilen!

»Miroslav«, sagte ich deshalb, »Sie haben ja die Bibel gelesen und werden sich sicher daran erinnern, daß Jesus gesagt hat: ›Wer zu mir kommt, den werde ich nicht

hinausstoßen!« Wenn Sie nur an Jesus glauben wollen, dann will er Ihnen vergeben. Er will Ihnen Frieden schenken. Wälzen Sie all Ihre Probleme und Lasten auf ihn, er kann Ihnen helfen und Sie beschützen. Er wird bei Ihnen sein im Leben und im Tod! Wollen Sie ihn jetzt nicht um Vergebung Ihrer Sünden bitten, Miroslav?« Während ich sprach, bat ich Gott innerlich, das Herz dieses gebrochenen Mannes mit seinem Heiligen Geist zu berühren.

Miroslav hob sein verweintes Gesicht und fragte: »Glauben Sie wirklich, daß Gott mich hört und mein Leben um meiner Familie willen retten kann?« Er fixierte meine Lippen, als ob sein Leben von meiner Antwort abhinge.

»Ja, wenn Sie darum bitten, kann er es tun!« versicherte ich ihm, und ich wußte, daß es wahr war. Darauf öffnete Miroslav sein Herz der göttlichen Gnade. Er betete. Und wie! Nie zuvor hatte ich jemand so beten hören. Lange, lange sprach Miroslav mit Gott. Als er aufhörte, wußte ich, daß ein neues Kind Gottes geboren worden war!

Miroslav genas langsam an Körper und Seele. Welch glückliche Zeit verbrachten wir fortan miteinander. Ich erzählte ihm die Geschichte des Volkes Israel und erklärte ihm das Erlösungswerk Christi. Auch viele Lieder sang ich ihm vor, die ihm halfen, Zweifel zu überwinden und Trost und Vertrauen zu gewinnen.

Weihnachten stand vor der Türe. Ich dachte, daß es Miroslav und mir gut tun würde, ein wenig zu feiern, Weihnachtslieder zu singen und die Geschichte von der Geburt Christi zu lesen. Wie dankbar war ich doch, daß Gott seinen Sohn in unsere Welt gesandt hatte, und ich hoffte sehr, daß in der Weihnachtszeit auch der Glaube

meines Zimmergenossen gestärkt und seine Liebe zu Jesus vermehrt würde.

Endlich war es soweit. Als ich am Weihnachtsmorgen die Augen öffnete, erstarrte ich: »O nein, das durfte nicht wahr sein!« Miroslav war verschwunden! Doch dann entdeckte ich ihn – unter dem Bett mit einem gänzlich veränderten Ausdruck. Ein Wahnsinniger grinste mich an!

Verwirrt schritt ich die Zelle auf und ab, auf und ab . . .

»Jesus«, fragte ich, »was ist mit ihm geschehen? Er war doch gestern noch in Ordnung und glücklich. Was soll ich bloß tun, Herr?« Weinend setzte ich mich auf den Boden und verbarg das Gesicht in den Händen.

Doch dann sprang ich wieder auf. »Nein! Ich werde mich damit nicht abfinden! Irgend etwas mußte falsch gelaufen sein. Gottes Werke sind stets vollkommen; der Fehler liegt stets bei den Menschen.« Auf einmal fiel alle Furcht von mir ab, und Entschlossenheit erfüllte mein Herz. Ich wandte mich Miroslav zu und achtete sorgsam auf alle seine Bewegungen. Dann ergiff ich seine Hand und zog ihn unter dem Bett hervor; ich mußte alle meine Kräfte einsetzen.

»Miroslav«, sagte ich mit ruhiger, aber fester Stimme. »Jetzt erzähle mir, was geschehen ist, weshalb dein Glaube und deine Freude plötzlich verschwunden sind. Hast du Gott wirklich alle Sünden bekannt? Wenn nicht, kannst du nicht mit seiner Hilfe und seinem Schutz rechnen, denn – wie es in der Bibel heißt – er achtet auf die Gerechten und hört ihren Hilferuf; doch sein Antlitz steht wider die Übeltäter.«

Verzweifelt schrie der auf dem Boden kniende Miroslav auf: »Josef, Josef, sag mir doch, daß sie mich nicht aufhängen werden, sag's mir doch, Josef!«

Ich beschwichtigte ihn: »Du mußt Gott vertrauen. Laß es nicht zu, daß die Angst deinen Glauben tötet, vertraue ihm wirklich. Sag mir jetzt«, sagte ich leise, und ich kniete neben ihm nieder und faßte seine zitternden Hände, »sag mir jetzt, Miroslav, weshalb du dermaßen auseinandergeraten bist! Sei aufrichtig, und ich werde versuchen, dich zu verstehen.«

Und dann erzählte er mir mit tränenerstickter Stimme zum zweiten Mal seine traurige Geschichte, eine etwas andere Version, mit vielen Unterbrüchen. Um sich vor der Todesstrafe zu retten, hatte er im Verhör falsche Angaben gemacht: Der Freund habe ihn gezwungen, die Dokumente zu stehlen und ihm zu übergeben. Der Freund sei darauf fürchterlich geschlagen und gefoltert worden, damit er ein Geständnis ablege. Wie aber hätte er das tun können, wenn er doch gar nichts gewußt, sondern nur einen Botengang gemacht habe? Nun aber warte auf ihn die Hinrichtung!

Nachdem Miroslav sein Geständnis abgelegt hatte, blieb es eine Weile still. Es war kalt in der Zelle. Mir war, als ob ein eisiger Wind durch meine Seele wehe. Wie unendlich traurig und hoffnungslos war dies alles! Ich schloß die Augen und hörte Miroslavs mühsames Atmen. »Was nun, Herr?« dachte ich. Langsam begann mein Verstand zu arbeiten. »Miroslav, hör mir gut zu. Erwarte nicht, daß Gott dich beschützt bei all dem Unrecht, das du an einem Unschuldigen begangen hast.«

Er sprang auf, hielt seinen Kopf in den Händen und wimmerte verzweifelt: »O Gott, o Gott, sie werden mich hängen! Meine arme Frau, meine armen Kinder! O Gott, o Gott!«

Ich drückte ihn wieder auf den Boden und hielt ihm den Mund zu – aus Angst, die Wärter könnten ihn hören und ihn schlagen und fesseln. »Hör zu«, versuchte ich ihn

zu beruhigen, »ich mache dir einen Vorschlag, und du sagst mir, ob du einverstanden bist.«

Mein Plan war ganz einfach. Ich würde dem Wärter läuten und um Papier und Feder bitten, dann den wahren Sachverhalt niederschreiben, von Miroslav unterschreiben lassen und dem Wärter zur Übergabe an das Gericht mitgeben. Als ich ihm diesen Plan mitteilte, wurde er wieder ganz verstört, lief aufgeregt hin und her und beschwor mich, von meinem Vorhaben abzusehen. Ich betete für ihn und erklärte ihm sorgfältig, daß dies die einzig richtige Lösung sei, um die verworrene Lage in Ordnung zu bringen. Zuletzt gab er sich mit leiser Stimme geschlagen: »Gut, so mach es!«

Alles vollzog sich dann in schneller Reihenfolge: Wächter, Papier, Feder, Niederschrift. Ich fragte Miroslav: »Stimmt es so, bist du einverstanden?« – »Ja«, bestätigte er bewegungslos. Und dann kam der harte, schreckliche Kampf – die Unterzeichnung des Dokumentes. Gott schenkte ihm die nötige Kraft. Ich bat den Wärter, das Papier dem Gericht auszuhändigen.

Während des ganzen Tages blieb Miroslav ruhig und nachdenklich. Ich erzählte ihm in den langen Stunden von Abraham und seinem Gottvertrauen, sagte ihm wie »Gott mit Josef war«, als er sich in einer ausweglosen Lage befand und sang ihm alle geistlichen Lieder vor, die ich auswendig wußte. Miroslav zeigte keinerlei Reaktionen. Aus meiner Ecke las ich laut aus der Bibel vor und beobachtete ihn immer wieder besorgt. Von Zeit zu Zeit schloß er die Augen und neigte den Kopf. Ich nahm an, daß er betete.

Doch von diesem Tage an ging an Miroslav erneut eine Veränderung vor, auch in seinem Äußeren. Mit Erstaunen nahmen die Wärter es wahr. Er wusch sich selber und

ließ sich die Nägel schneiden. Der Coiffeur kam, um ihn zu rasieren und ihm das Haar zu schneiden. Miroslav blieb ruhig; eine andächtige Stimmung erfüllte ihn. Ich war sicher, daß er sich der Gegenwart Gottes bewußt war. Offensichtlich hatte Gott ein Wunder an ihm vollbracht. Ich fürchtete, die Wärter, die immer wieder durch das Guckloch in der Zellentüre spähten, würden diese Umwandlung meinem Einfluß zuschieben. Miroslav selbst und ich wußten es besser; alle Ehre gehörte dem Herrn Jesus Christus.

Nach ein paar Tagen wurde ich in ein anderes Gefängnis gebracht. Ich ließ Miroslav mein Testamentchen zurück, was mir zwar sehr schwer fiel. Doch ich wußte, daß er es nötiger hatte als ich. Im Bewußtsein, ihn nie wieder zu sehen oder von ihm zu hören, verabschiedete ich mich von ihm, mit dem ich soviel erlebt hatte.

10 Erna und die Kinder

Auf meine Warte will ich treten, auf den Turm mich stellen, will spähen und schauen, was er mit mir reden und was er antworten wird auf meinen Vorbehalt (Hab. 2, 1).

Nachdem ich in der Frühe jenes Septembermorgens weggeführt worden war, suchte meine zutiefst erschütterte Gattin im Gebet Zuflucht, um mit der unfaßbaren Tatsache fertig werden zu können.

Bald kam der schlaftrunkene zwölfjährige Helmuth zu ihr und fragte ahnungsvoll: »Wo ist denn Papi?«

Als Erna ihm erzählt hatte, was vorgefallen war, schrie er laut auf und stürzte aus dem Zimmer, bevor sie ihn zurückhalten konnte. Die beiden andern Kinder waren auch erwacht, und sie mußte sich um sie kümmern. Sie berichtete ihnen, was vorgefallen war; mit großen Augen betrachteten sie die weinende Mutter und verfolgten ängstlich jede ihrer Bewegungen. Sie gab ihnen ihr Frühstück, zog dann den Mantel an und ging Helmuth suchen. Sie fürchtete, er möchte aus lauter Verzweiflung etwas Unbesonnenes tun. Wohin war er geflohen? Gott leitete ihre Schritte zum Stadtpark, wo sie unseren Ältesten fand, bitterlich weinend an einen Baumstamm gepreßt.

»Laß mich allein, Mama, laß mich bitte allein! Was ist schon unser Heim ohne Papa! Warum darf so etwas Ungerechtes geschehen? Warum hat das Gott nicht verhindert? Hat Papa ihm nicht sein ganzes Leben lang gedient?« so brach es aus ihm heraus, und dann wurde er wieder von heftigem Weinen geschüttelt.

Meine Frau umarmte Helmuth, drückte ihn fest an sich



*Die Kinder von Familie Korbel, von links nach rechts:
Viktor, Alenka und Helmuth*

und weinte mit ihm. »Schau, ich brauche dich! Nur du kannst mir helfen, für Papa zu beten und seine Arbeit in der Gemeinde weiterzuführen. Komm bitte heim! Auch Alenka und Viktor haben dich nötig. Du mußt sie beschützen!«

Helmuth folgte seiner Mutter nach Hause. Aber von diesem Tage an war er ein ganz anderer Junge. Bitterer Haß erfüllte sein junges Herz, Haß gegen die Menschen, die seinen Vater geholt und eingesperrt hatten. Furchtbare Gedanken und Gefühle vergifteten seine Seele und pflanzten den Samen der Auflehnung auch gegen Gott in ihn. Niemand ahnte etwas davon, noch nicht, auch Helmuth war sich dessen nicht bewußt. Aber Haß, auch begreiflicher Haß, hindert das geistliche Wachstum.

Ganz anders war die Haltung unserer Tochter Alenka. Sie war erst neun Jahre alt, und doch verstand sie schon etwas davon, was es bedeutet, seinen Willen Gott unterzuordnen, selbst dann, wenn man seine Wege nicht versteht.

Nicht lange nach meiner Verhaftung fragte Alenka, als Erna die Familienandacht hielt: »Mama, wird Papa an Weihnachten zu Hause sein?«

»Mein Liebling, ich denke nicht, daß sie ihn so bald entlassen werden. Gewöhnlich behalten sie die Christen längere Zeit gefangen. Wir müssen Geduld üben und Gott vertrauen.« Liebkosend strich ihr die Mutter übers Haar.

»Aber ich will meinen Papa haben, ich brauche ihn doch! Warum hat Gott erlaubt, daß er ins Gefängnis mußte?« fragte Alenka mit zitternder Stimme.

»Schau, Alenka, im Gefängnis sind viele Gefangene, die Jesus nicht kennen. Vielleicht will Gott, daß Papa ihnen von seiner Liebe erzählt. Wir wollen beten, daß er ihnen zum Segen wird.« Tapfer versuchte Erna ihren eigenen Schmerz zu verbergen. »Nun, Liebling, jetzt kommst du dran zum Beten!«

Nach einem Moment der Stille flüsterte ein feines Stimmchen: »Lieber Heiland, du weißt, wie sehr ich meinen Papa vermisse. Ich brauche ihn so sehr, aber wenn du ihn nötiger hast als ich, dann will ich ihn dir gerne geben!« Sie barg ihr tränennasses Gesichtchen im Schoße der Mutter.

Unser Jüngster, Viktor, war erst sechs Jahre alt. Er war ein ruhiges, liebes Kind mit langem, blondem Haar und blauen Augen. Ohne ein Lächeln und ohne Tränen bemerkte er all die Sorgen, die seine Mutter bedrückten. Wenn es zuviel wurde für sein empfindsames Herz,

suchte er seinen Kummer in ihren Armen zu vergessen. Gläubig betete er jeden Tag für meine Heimkehr.

Viktors Zeit war hauptsächlich mit der Schule ausgefüllt, in die er vor kurzem eingetreten war. Auch spielte Helmuth eine große Rolle in seinem Leben. Die beiden liebten sich herzlich. Als dann mehrere Jahre später Viktor von den Kommunisten getötet wurde, verbitterte sich Helmuths Herz dermaßen, daß er ihnen nicht mehr vergeben konnte.

Erna hatte das Glück, daß seit der Geburt Helmuths eine Landsmännin zur Familie gehörte. Die Kinder nannten sie Tante. Sie war eine Gott hingeebene Frau, und wir liebten sie sehr. Und in diesen Jahren der Belastung war »Tanti« eine unschätzbare Hilfe. Besonders Viktor hing an ihr.

11 Die Sichtung

»Und weil die Gesetzesverachtung überhand nimmt, wird die Liebe in vielen erkalten« (Matth. 24, 12).

Außer ein paar seltenen Briefen meiner Frau, die wunderbarerweise durchkamen, erhielt ich von der Außenwelt keine Nachrichten. Und in diesen Briefen waren die meisten Sätze von den Zensoren durchgestrichen worden, so daß die wenigen verbliebenen Worte kaum noch einen Sinn ergaben. Aber für mich waren sie ein kostbares Zeichen meiner Frau, das mir verriet, daß sie lebte und frei war.

Erst zehn Jahre später, nach meiner Entlassung, erfuhr ich, was sich alles zugetragen und wieviel Erna durchzustehen hatte. Nebst der Sorge für die Familie war sie ja auch für das Passantenheim mit den dreißig Männern und die Gemeinde verantwortlich. Bald kündigte der Portier den Dienst auf, aus lauter Angst, meine Festnahme könnte ihm Unannehmlichkeiten verschaffen.

Mit der Übernahme der Regierung durch die kommunistische Partei hatte für die christlichen Kirchen eine schlimme Zeit begonnen. Die Heilsarmee wurde in besonderer Weise betroffen, weil sie aus dem Westen gekommen war. Dem Druck, der von seiten der Machthaber ausgeübt wurde, waren nicht alle gewachsen.

Eines Abends erschien der Sekretär unserer Gemeinde mit dem Abzeichen der Partei. Jedermann war entsetzt, es an seiner Heilsarmeeuniform zu sehen. »Was soll das bedeuten?« fragte ihn meine Frau ungläubig. »Sind Sie etwa Parteimitglied geworden?«

»Denken Sie nicht, daß der Kommunismus auch gute Seiten hat?« verteidigte sich der Sekretär.

»Das mag wohl sein«, entgegnete meine Frau. »Doch wissen Sie so gut wie ich, daß diese Leute die Existenz Gottes leugnen und diejenigen, welche an ihn glauben, verfolgen. Wie können Sie denn eine solche Ideologie gutheißen und zugleich im Lichte Gottes leben?«

Mit einem überlegenen Lächeln wandte sich der Sekretär ab, doch meine Frau ließ nicht locker: »Das Abzeichen und die Uniform gehören nicht zusammen! Früher oder später werden Sie das eine oder das andere aufgeben müssen!«

Erna hatte recht. Kurze Zeit darauf trug er keine Uniform mehr. Er verband sich immer mehr mit der Partei und wurde sogar durch seine Beziehung mit der Geheimpolizei für viele Leute zur Gefahr. Seine ganze Familie wandte sich von Gott ab.

Als ich das vernahm, schmerzte es mich unsäglich, war es doch gerade dieser Mann gewesen, der mich zu Jesus geführt hatte. Während dreißig Jahren hatte er treu dem Herrn gedient und unzählige Male die rettende Macht Gottes bezeugt. Und nun hatte er allem den Rücken gekehrt. Ich will nicht urteilen oder seine Erfahrungen mit Gott bezweifeln, doch frage ich mich, ob er in der Tiefe seines Herzens je ein Christ gewesen sei oder ob er vielleicht zu jenen gehört habe, von denen Johannes schrieb: »Sie waren früher mit uns zusammen, aber sie gehörten nicht wirklich zu uns« (1. Joh. 2, 19).

Auch ein anderes Mitglied, der Fahnsenergeant, wurde untreu. Wie stolz trug er doch unsere Fahne beim Marsch zu den Straßenversammlungen! Wie schmuck sah er in seiner kleidsamen Uniform und den weißen

Handschuhen aus. Aber in der Prüfungszeit versagte er. Sein Ehrgeiz wurde ihm zum Verhängnis.

Die neue Regierung bot den jungen Männern an, »Volksrichter« zu werden. Unser Bruder nahm die Gelegenheit wahr und erwarb sich die Gunst der Partei. Eines Tages traf ihn meine Gattin im Heilsarmeesaal, als er sich bei der an der Wand befestigten Adressenliste zu schaffen machte. »Was tun Sie hier?« erkundigte sie sich. Überrascht steckte er ein kleines Notizbüchlein ein und erklärte, daß er nur schnell vorbeigekommen sei und sich ein wenig umgesehen habe.

Nicht lange darnach wußte Erna Bescheid. Er hatte die Adressen aufgeschrieben – außer seiner eigenen – und die Liste den Kommunisten gegeben. Er wurde dann nach einem kurzen Lehrgang auch zum Volksrichter ernannt – mit allen Privilegien, welche eine solche Stellung mit sich brachte. Doch sein Glück war nur von kurzer Dauer. Wenig später wurde die Heilsarmee verboten und ihr Eigentum beschlagnahmt. Da wurde im Mitgliederbuch auch sein Name entdeckt. Er wurde vor den Rat zitiert und nach einem strengen Verhör seiner Stellung enthoben.

Außer diesen beiden verloren wir auch ein paar andere, die im Glauben nicht gefestigt waren. Die Mehrzahl unserer Soldaten aber blieb treu. Auch sie litten unter all diesen Geschehnissen. Viele von ihnen hatten schwere Zeiten durchzustehen. Sie wurden immer wieder vor die Polizei befohlen, die ihnen mit Arbeitsentzug drohte, wenn sie nicht bereit waren, ihren Glauben aufzugeben. Man erzählte ihnen viele Lügen über die sogenannten »politischen Aktionen« der Heilsarmee und ihrer Offiziere. Unsere Leute glaubten sie nicht und ließen sich in ihrem Vertrauen nicht erschüttern.

Meine Frau wurde ständig überwacht. Zuletzt blieben

Leute aus Sicherheitsgründen den Gottesdiensten fern und getrauten sich auch nicht mehr auf offener Straße mit ihr zu sprechen! Doch je größer die Schwierigkeiten wurden, desto enger knüpfte sich das Band der Liebe um die Getreuen, so wie Jesus es vorausgesagt hat: »Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben!« (Luk. 12, 32).

Es war gefährlich geworden, sich tagsüber bei der Heilsarmee sehen zu lassen. So kamen die Besucher im Schutze der Dunkelheit, um hier zu beten und Gemeinschaft zu pflegen. Die Kinder unserer Kameraden brachten meiner Frau oft Körbchen voller Erdbeeren oder andere Köstlichkeiten, womit sie ihre Liebe und Verbundenheit bekundeten. Erna sah darin die Freundlichkeit Gottes und war von Herzen dankbar dafür.

Eines Nachts – es hatte von der Turmuhr gerade zwölf Uhr geschlagen – hörte meine Frau ungewohnten Lärm vor dem Haus. Sie stand auf, um nachzusehen. Vor der Türe standen ein paar Männer, zum Teil in Uniform. »Ziehen Sie sich an und halten Sie sich bereit. Wir sind gekommen, um die Heilsarmee zu liquidieren!« sagte ein Agent mit rauher Stimme auf ihre Frage, was der Besuch zu bedeuten habe.

Erna kehrte ins Schlafzimmer zurück, kleidete sich an und begab sich wieder zum Eingang. Agenten und Polizisten betraten ungestüm die Wohnung. Einer durchschnitt die Telefonleitung. »So, jetzt ist Schluß mit der Berichterstattung an Ihr Hauptquartier!« Argwöhnisch beobachtete er Erna, die sich durch sein gehässiges Wesen nicht zur Panik verleiten ließ. Im Gegenteil, sie lächelte, wohl wissend, daß keine Macht in der Welt sie vom himmlischen Hauptquartier zu trennen vermochte: »Ich habe eine Verbindung zu Jesus, die niemand unter-

brechen kann.« Dieser Gedanke sollte sie in den kommenden Tagen oft trösten. Ein anderer befahl: »Übergeben Sie mir alle Schlüssel. Wir gehen in Ihr Büro, und weil es der Monatsletzte ist, machen Sie den Abschluß und übergeben uns darauf die Kasse!«

Derselbe Beamte, welcher das Kabel durchschnitten hatte, wandte sich erneut an Erna: »Sie werden hier während eines Monats das Heim weiterleiten. In dieser Zeit können sich die Männer nach einer anderen Unterkunft umsehen. Gehalt werden Sie nicht mehr beziehen, ist dies klar?« Und wieder sah er Erna an in der Erwartung, daß sie nun ihre Fassung verlieren würde. Doch sie sagte nur: »Gott wird für meine Kinder und mich sorgen!« Auf wen sonst hätte sie sich unter solchen Umständen verlassen können? Sie kannte die Verheißung: »Ich will meine Hand gewiß nicht von dir abziehen und dich sicherlich nicht verlassen« (Hebr. 13, 5). Und dies wurde denn auch auf wunderbare Weise wahr.

Diese Feinde Gottes mochten sich sehr klug vorkommen – und sie waren es auch. Aber niemand kann Gott daran hindern, seinen Kindern beizustehen.

Am 1. Juni 1950 wurde die Heilsarmee in der ganzen Tschechoslowakei verboten und aufgelöst. Am 31. Mai nachmittags bewog Gott den Leiter am Nationalen Hauptquartier in Prag, Oberstleutnant F. Pivonka, einen außergewöhnlichen Entschluß zu treffen. Er hatte sein Büro schon verlassen, als er sich gedrängt fühlte, nochmals zurückzukehren. Er gab dem Kasier die Anweisung, er möge unverzüglich jedem Offizier im ganzen Land ein Monatsgehalt zum voraus überweisen, und der Kassier tat dies noch am selben Abend.

Als der Oberst am nächsten Morgen ins Hauptquartier kam, versperrten ihm Agenten den Eingang und infor-

mierten ihn, daß die Heilsarmee aufgehoben und ihr Eigentum konfisziert worden sei. Bei aller Bestürzung verspürte er eine gewisse Genugtuung: Die Postanweisungen waren unterwegs und konnten nicht mehr beschlagnahmt werden! Gott hatte eingegriffen!

In Brünn wurden vier Polizisten beauftragt, meine Frau und das Heilsarmeeigentum zu bewachen, bis alles an die Behörden übergeben war. Zwei Tage später gelang es dem Briefträger trotz der Bewachung, meiner Frau die Geldanweisung auszuzahlen.

So hatte Gott wunderbar gesorgt. Nein, wir brauchen wirklich nicht zu verzagen, denn Gott kümmert sich um uns!

In jene Zeit fiel auch das peinliche Erlebnis mit Herrn Vanis. Er kam eines Tages an die Türe, stellte sich vor und sagte, daß er von mir liebe Grüße überbringe. Dann erzählte er manches über meinen Gefängnisaufenthalt und wie ich unter der Kälte und dem Hunger leide. Er selber sei im Arbeitslager als ziviler Angestellter für die Gefangenen tätig. Großzügig bot er meiner Frau an, daß er mir alles bringen werde, was sie ihm für mich mitgebe, besonders warme Kleider und Wäsche. Erna nahm dieses freundliche Anerbieten gerne an und suchte in aller Eile Kleidungsstücke zusammen.

Ein paar Tage später traf sie in der Stadt eine Frau, deren Gatte ebenfalls gefangen war und die ihr hocheifrig erzählte: »Denken Sie, ich hatte die Möglichkeit, meinem Mann ein Lebensmittelpaket zukommen zu lassen! Ein Mann namens Holub hat mir Grüße überbracht. Er arbeitet als ziviler Angestellter im Lager und sieht meinen Mann oft.«

Erna horchte auf. »Wie sah er aus?« erkundigte sie sich. Aus der Beschreibung ging hervor, daß es sich um

denselben Mann handeln mußte, der auch zu ihr gekommen war. Es stellte sich heraus, daß er verschiedene Frauen von Gefangenen aufgesucht hatte, jedoch keineswegs mit der Absicht, die erhaltenen Dinge den Inhaftierten zu überbringen. Er war ein gemeiner Dieb, wahrscheinlich ein Ehemaliger, der von unserem Geschick gehört hatte und irgendwie zu unseren Adressen gekommen war. Erna schmerzte diese Enttäuschung sehr, aber schließlich fand sie auch hier wieder Ruhe und Frieden im Gebet.

Dann kam der lang gefürchtete Tag. In einem offiziellen Briefumschlag erhielt Erna die Mitteilung, daß sie das Haus zu verlassen habe. »Als eine Familie, die sich dem kommunistischen Programm widersetzt, können Sie nicht länger in diesem Hause wohnen, das jetzt nicht mehr der Heilsarmee gehört.« Sie wurde angewiesen, weit oben in den Bergen ein Haus zu beziehen. Sie ließ die Kinder vorerst einmal zurück und machte sich allein auf die mühsame Reise. Das »Haus« war eine Kriegeruine mit nur einem halben Dach. Es war ganz und gar unbewohnbar und außerdem viel zu weit von der nächsten Stadt gelegen wo Erna eine Verdienstmöglichkeit hätte finden können.

Schweren Herzens kehrte sie mit dieser zerschlagenen Hoffnung zurück und suchte sofort die zuständige Behörde auf. »In diesem Fall«, wurde ihr gesagt, »tun Sie, was Sie wollen. Aber in drei Wochen müssen Sie das Haus räumen!«

Was nun? Erna verbarg ihre Tränen vor den Kindern und klagte ihre Not dem himmlischen Vater. Dann schrieb und telefonierte sie überall hin, wo sie wußte, daß Arbeitskräfte gesucht wurden. Schnell gingen die Wochen vorbei. Am Tag, bevor sie das Heilsarmeege-

bäude verlassen mußte, erhielt sie einen Brief von einer befreundeten Offizierin, Agnes mit Namen, die fünfundzwanzig Kilometer außerhalb Prag mit ihrem Mann in einem kleinen Landhaus wohnte. Sie bot meiner Frau ein Zimmer in ihrer eigenen Wohnung an. Erna dankte Gott für diesen Zufluchtsort.

Am nächsten Morgen schickten die Behörden ein paar Soldaten, die meine Familie mit ihren wenigen Habseligkeiten auf einen Lastwagen luden und an die neue Adresse fuhren. Nach meiner Verhaftung war ein Großteil unserer Haushaltsgeräte konfisziert worden. Man erlaubte Erna großzügig, das meiste zurückzukaufen, sobald sie eine Anstellung habe und in monatlichen Raten zahlen könne! Am meisten litt ich unter dem Verlust meiner niedergeschriebenen Predigten, Gedichte, Lieder und Aufführungstexten, die alle auch beschlagnahmt worden waren, steckte in ihnen doch die Arbeit von zweiundzwanzig Jahren!

Bei der Freundin luden die Soldaten die Sachen hinter dem Haus auf der Wiese ab und fuhren wieder weg. Agnes umarmte Erna und hieß sie und die Kinder herzlich willkommen. Meine Frau fragte nach dem Zimmer, um sich einrichten zu können.

»Es tut mir furchtbar leid«, sagte Agnes, »aber das Zimmer ist bereits besetzt! Als ich bei der Behörde um die Bewilligung fragte, und sie damit vernahmen, daß ich über ein freies Zimmer verfüge, reservierten sie es für den neuen Polizisten und seine Gattin. Ich wehrte mich und wies darauf hin, daß ich es dir versprochen habe, doch ohne Erfolg. Bitte, sei nicht traurig. Wir werden schon einen Weg finden. Die Sachen kann man einstweilen in der Garage versorgen.«

Die Freundin war sehr lieb und gab sich alle erdenkliche Mühe, eine Unterkunft zu finden. Aber alles schlug

fehl. Zuletzt blieb nichts anderes übrig als die Waschküche im Kellergeschoß, eine untaugliche Wohnstätte, voller Dampf.

Lange konnte man nicht darin leben. Doch plötzlich kam Erna die Idee, auf der Wiese ein Zelt aufzuschlagen. Die Kinder waren von diesem Plan begeistert und legten willig Hand an beim Aufstellen. Sie genossen dann jede Minute in dieser abenteuerlichen Wohnung. Für Erna aber war alles eine harte Glaubensprobe. Immer wieder betete sie um Kraft zum Durchhalten – und Gott vergaß sie nicht und erhörte sie. Rückblickend auf jene Zeit, bezeugte sie: »Es ist besser mit Gott in einem Zelt zu wohnen als ohne ihn in einem Palast.«

Erna brauchte unbedingt eine Arbeitsstelle. Fast all ihr Geld hatte sie für Nahrungsmittel verwendet, es blieben nur noch wenige Kronen. Sie wußte sehr wohl, daß es schwierig war, und sie betete denn auch inständig darum, daß Gott ihr eine Verdienstmöglichkeit schenke. Was wäre das Leben ohne Gebet? Welch ein Segen ist es doch, beten zu dürfen!

Tag für Tag suchte Erna Arbeit, doch niemand wollte sie einstellen. Eines Tages jedoch sagte ihr eine befreundete Krankenschwester: »Ich wüßte etwas für Sie. Ich werde die Oberschwester fragen, ob Sie nicht im Spital arbeiten könnten. Sie verstehen ja etwas von Krankenpflege, und was Ihnen fehlt, können sie in Abendkursen nachholen.« Wie dankbar war Erna für diesen Hoffnungsschimmer.

Bald darauf fand die Unterredung mit der Oberschwester, Frau Vanova, statt. »Gewiß können wir Sie brauchen«, sagte sie, »doch bevor wir Sie einstellen können, müssen Sie den politischen Test bestehen.«

Erna bedankte sich herzlich, obgleich sie sich keinen

Illusionen hingab. Gott müßte ein Wunder tun, wenn sie diesen Test bestehen sollte, da sie sozusagen nichts über den Kommunismus wußte. Doch zu Hause bat sie Gott um zwei Zeichen, denn sie brauchte in ihrer traurigen Lage Trost. Das erste Wort, auf das sie in der Bibel stieß, lautete: »Fürchte dich nicht, denn ich erlöse dich . . . Wenn du durch Wasser gehst, bin ich mit dir! (Jes. 43, 1 f.). Die zweite Verheißung lautete: »Bei Gott aber sind alle Dinge möglich« (Matth. 19, 26).

Sie hatte vor einem Komitee von zehn Männern und Frauen zu erscheinen. Einer der Experten begann: »Schwester, wir wissen, daß Sie die Frau eines Staatsgefangenen sind. Nun sagen Sie uns bitte, ob Sie mit der kommunistischen Regierung einverstanden sind!« Totenstille im Raum! Erna betete in ihrem Herzen: »O Gott, steh mir bei! Was soll ich bloß antworten?«

Es war ihr durchaus klar, in welcher Zwickmühle sie sich befand. Wenn sie sich mit der Regierung einverstanden erklärte, war dies eine glatte Lüge, denn sie konnte all die Gottlosigkeit, Grausamkeit und Ungerechtigkeit nicht gutheißen. Wenn sie andererseits sagte, daß sie gegen die Regierung sei, konnte sie jegliche Hoffnung auf die Anstellung aufgeben und damit auch auf die Aussicht, mit ihren Kindern im Schwesternhaus wohnen zu können.

»O Gott, höre mein Schreien und gib mir die rechte Antwort!« flehte sie. Und er erhörte sie. Gleich einem leisen Glockenschlag erinnerte sie sich der Worte aus dem Evangelium: »Wenn sie euch aber vor die Machthaber führen, so sorget euch nicht darum, wie und womit ihr euch verteidigen oder was ihr sagen sollt! Denn der Heilige Geist wird euch zu eben der Stunde lehren, was ihr sagen sollt!« (Luk. 12, 11 f.).

Auch meiner Gattin legte jetzt der Heilige Geist die

rechten Worte auf die Lippen. Ruhig und deutlich sagte sie: »Ich bin mit der Regierung einverstanden – insofern sie im Sinne Jesu Christi handelt.«

Durch diese Antwort verwirrt, blickten die Leute sprachlos vor sich hin. War diese Aussage positiv oder negativ zu bewerten? Sie waren sich nicht klar darüber. Eine unbehagliche Stille lastete im Raum. Endlich erhob sich ein Herr und sagte: »Meine Damen und Herren . . . gut . . . ich denke, wir werden diese Frau nicht länger befragen. Ich schlage vor, daß wir sie als Schwester in unser Krankenhaus aufnehmen. Sind Sie einverstanden?«

Die andern nickten. Meine Frau erhob sich und sagte: »Vielen Dank, Ihnen allen!« und verließ das Zimmer. Wie jubelte ihr Herz ob der erfahrenen Gotteshilfe!

So wurde Erna Schwester in der Dermatologie eines der großen Krankenhäuser in Prag. Es zog sich noch ein paar Wochen hin, bis sie mit den Kindern ins Schwesternhaus einziehen konnte. Aber der Fahrplan Gottes funktionierte genau. Als es nämlich soweit war, setzten heftige Regenfälle und Schneestürme ein, die jegliches Verbleiben im Zelt unmöglich gemacht hätten.

Für Erna begann nun ein neuer Lebensabschnitt, der ihr die Möglichkeit bot, vielen leidenden Menschen beizustehen. An ihrem ersten Tag im Spital wurde sie dem Chefarzt ihrer Abteilung vorgestellt. Er maß sie mit strengem Blick und sagte: »Gut, Sie waren einmal Heilsarmeeoffizierin. Aber damit wir uns richtig verstehen: in diesem Haus wird nicht von Religion gesprochen! Wir sind ein kommunistisches Krankenhaus in einem kommunistischen Staat. Denken Sie also bitte nicht, daß Sie irgendwelche religiöse Propaganda betreiben könnten!« Als sie das Büro verließ, bat sie Gott um Führung, wohl

wissend, daß die Bibel auffordert, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen.

Erna kümmerte sich um die Patienten, und je mehr sie all ihre Leiden miterlebte, desto größer wurde ihr Wunsch, ihnen vom einzig wahren Tröster, von Jesus Christus zu erzählen. Bald war sie überall als die »lächelnde Schwester« bekannt. Sogar die Oberschwester wunderte sich über ihre beglückende Ausstrahlung und wandte sich eines Tages mit der direkten Frage an sie: »Schwester Erna, Ihre schwierigen Familienverhältnisse sind mir bestens bekannt. Wie kommt es denn, daß Sie gleichwohl so glücklich sind?«

Wie freute sich meine Frau über diese Gelegenheit, ihr von Jesus zu erzählen, der ihr Sündenvergebung geschenkt und die Führung über ihr Leben übernommen hatte: »Jesus füllt mein Herz täglich mit neuem Frieden und neuer Freude. Darum kann ich trotz allem glücklich sein«, erklärte sie lächelnd.

Die Oberschwester bedankte sich herzlich für ihre Antwort und sagte dann: »Noch nie habe ich an Gott als an eine Realität gedacht. Aber Sie haben mich jetzt davon überzeugt, daß der Glaube etwas an sich hat. Ich beneide Sie darum. Vielleicht werde ich Sie einmal in Ihre Kirche begleiten.« Es kam nicht mehr dazu, denn bald nach diesem Gespräch starb sie. Doch von jenem Tag an war sie bis zuletzt Erna sehr zugetan, obgleich sie Kommunistin war.

12 Sterne in der Nacht

»Lasset uns wandeln im Lichte des Herrn!« (Jes. 2, 5).

Das neue Gefängnis, ein ehemaliges Kloster, hatte starke, dicke Mauern. Die Zellenfenster waren mit groben Eisenstäben versehen und ließen nur spärliches Tageslicht herein. Im Raum, in den ich gesteckt wurde, befanden sich an die vierzig Männer! In der Hoffnung, ein bekanntes Gesicht zu sehen, schaute ich mich um. Aber sie waren mir alle fremd. Die einen sahen intelligent und freundlich aus, andere zeigten verbitterte, von Grausamkeit und Haß gezeichnete Gesichtszüge.

Es gab weder fließendes Wasser noch Toiletten. In einer Ecke stand in einem hölzernen Behälter ein Kessel aus Stahl, der für diese Bedürfnisse genügen mußte. Er wurde einmal am Tag geleert. Bei heißem Wetter verbreitete er einen unausstehlichen Gestank.

Es ging ein paar Tage, bis ich etwas aus dem Leben dieser Leute vernahm. Da gab es einen ehemaligen Postdirektor, der unter der Anklage stand, an illegalen politischen Versammlungen teilgenommen zu haben. Ferner war da ein Bauer, dem man zur Last legte, er habe den Beamten angegriffen, der seinen Hof konfiszieren wollte. Ein Student war hier, weil er Flugblätter verteilt hatte, die für freie Wahlen plädierten. Es gab aber auch Mörder, Diebe, Alkoholiker, Arbeitsscheue und Leute, die man bei einem Einbruch erwischt hatte.

Einige Gefangene betrugen sich abscheulich, sie führten unflätige Redensarten, und es gab keine Möglichkeit, dieser Verkommenheit auszuweichen. Man mußte sich all den Schmutz anhören.

Ich erwartete jeden Tag, daß mein Name aufgerufen und ich vor Gericht zitiert würde. Ich hatte mir auch genau überlegt, was ich sagen und erklären wollte. Die Richter mußten doch einsehen, daß ich unschuldig war und daß alle gegen mich erhobenen Anklagen nicht stimmen konnten. Doch Tag für Tag verging, ohne daß etwas geschah.

Ich fragte immer wieder: »Warum, Herr, warum muß ich dies alles erleben?« In der Nacht rang ich im Gebet, bis ich ruhig wurde und sagen konnte: »Dein Wille geschehe!« Dennoch wuchs ganz tief innen, in der Verborgenheit meines Herzens, langsam die Bitterkeit, vor der die Bibel uns ausdrücklich warnt: »Sehet zu, daß nicht eine bittere Wurzel aufwächst und Schaden anrichtet!« (Hebr. 12, 15).

Obgleich das Beten auch hier wie in allen Gefängnissen strengstens verboten war, betete ich doch, und ich versuchte auch, meinen Mitgefangenen Jesus zu bezeugen. Ich erzählte ihnen biblische Geschichten, denen auch jene, die nicht an Gott glaubten, gerne zuhörten. Trotz diesen lichten Augenblicken litt ich sehr unter den Umständen, und ich war oft traurig. Ich liebte Gott und wollte ihm von Herzen dienen. Ich sehnte mich nach ihm, ich brauchte ihn so sehr, daß ich immer wieder seine Gegenwart suchte. Der Kummer und die Sehnsucht nach Erna und den Kindern verzehrten mich mehr und mehr. Wie eine Säure zerfraßen sie mein Herz. Was war aus meinen Lieben geworden, und wie mochte es um meine Arbeit, um die Gemeinde und um das Heim und all die Leute, mit denen wir in Verbindung gestanden hatten, bestellt sein? Nagende Fragen ohne Antwort, denn von Erna war kein Brief mehr gekommen.

In einer Ecke hinter den aufeinandergestellten Betten

hatte ich einen ruhigen Ort gefunden, wo ich mich jeweils auf den Boden setzte, die Arme um die Beine verschränkt und den Kopf auf die Knie gelegt. Diese Haltung erweckte den Anschein, als ob ich schlafen würde; ich aber betete unaufhörlich. Alle meine Ängste, Sorgen, Enttäuschungen und Kümmernisse breitete ich vor Gott aus und immer wieder auch die Frage nach dem Warum.

Einmal war ich derart ins Beten versunken, daß ich unbewußt laut redete. »Was sagst du da?« fragte plötzlich eine Stimme. Erschreckt öffnete ich die Augen. Ein Zellengenosse schaute mich verwundert an. Angst befahl mich. Würde er mich verraten? Dann war mir die Einzelhaft mit einem Teller Wassersuppe pro Tag sicher.

Ich sagte darum nur: »Ich spreche mit einem Freund!« »Hmm, ich sehe aber niemanden hier!« murmelte er ungläubig. Darauf blickte ich ihm in die Augen und sagte: »Ich habe mit meinem himmlischen Freund gesprochen, ich habe gebetet!« Er zögerte einen Moment, bevor er fragte: »Darf ich zuhören, wenn du mit ihm redest?« Es blieb mir keine andere Wahl; ich nickte mit dem Kopf und sagte: »Gewiß!«

Während er mich neugierig betrachtete, schloß ich die Augen und begann leise, aber deutlich zu beten, wobei ich an meinen Zuhörer dachte. Ich betete so, daß er begriff, daß auch er von Gott geliebt wurde, der Jesus auch um seiner Sünden willen hatte sterben lassen, damit er Frieden mit Gott erlangen könnte.

Als ich fertig war, stand er auf und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen. Ich wartete noch eine Weile und fragte mich, was er wohl tun würde, wenn der Wärter käme. Doch als dieser auftauchte, verhielt er sich still. Aber am nächsten Morgen, gleich von aller Frühe an, beobachtete er mich unaufhörlich bei allem, was ich tat.

Als ich mich in meine Gebetsecke flüchtete, kam er mir nach und fragte leise: »Darf ich bei dir sein?« Gerne erlaubte ich es ihm. Er zögerte einen Augenblick, bevor er erneut fragte: »Darf ich noch jemanden mitbringen?« Als er meinen verwunderten Blick gewährte, beruhigte er mich: »Er ist mein Freund, du kannst ihm vertrauen!«

So bildeten wir an diesem Tag eine kleine Gebetszelle. Mit der Zeit waren wir vier bis fünf Männer, die zusammen beteten. Nur Gottes Gnade ist es zu verdanken, daß uns niemand verriet; ja, nicht einmal die schlimmsten Insassen belästigten uns. Das Gegenteil geschah: sie warnten uns! Sobald sie die Wärter kommen hörten, gaben sie uns ein Zeichen, so daß wir alle in verschiedene Richtungen auseinandergehen konnten.

Unter den Kameraden fiel mir ein Mann auf. Er hielt sich immer abseits, sprach mit niemandem, und nicht einmal die Fragen der Wärter beantwortete er. Keiner wußte etwas von ihm; wir kannten auch seinen Namen nicht. Er hatte schwarzgelocktes Haar, einen dunklen Teint und dunkle Augen. Sein Gesicht war wie aus Stein gemeiselt. Darum nannte ich ihn für mich »steinernes Herz«. Nie zeigte er die leiseste Gemütsregung, nie verriet er, ob er Freude, Haß oder Überraschung empfand.

Ich fühlte mich zu ihm hingezogen und fragte mich oft, was er wohl alles erlebt haben mochte. Hatte man ihn schrecklich mißhandelt, war er krank oder hatten all die Ungerechtigkeiten und Enttäuschungen sein Herz gebrochen und seinen Geist verdunkelt? Gott allein weiß um die Geheimnisse der menschlichen Seele.

Eines Tages stellte ich mich hinter seinen Rücken und flüsterte ihm zu, daß sich der himmlische Vater um ihn kümmere und ihn liebhave. »Gott kann dir alle Bürden

abnehmen. Im Gebet können wir ihm all unseren Kummer anvertrauen, und wenn wir etwas Unrechtes getan haben, dürfen wir um Verzeihung bitten. Er will uns Frieden schenken!« Ich legte meine Hand auf seine Schulter; aber er reagierte nicht, gab keine Antwort und stand nur da, als ob er stumm wäre. »Ich bete für dich!« wagte ich noch zu sagen, und dann verließ ich ihn. »O Gott, berühre sein steinernes Herz!« seufzte ich.

Ich hatte in jener Zeit ein neues Problem. Es ging ums Essen. Jeden Tag gab es, sobald die Wärter die Nahrung hereinbrachten, einen wilden Kampf. Einige der unterernährten Männer machten sich mit den Ellbogen den Weg frei und ergriffen blitzschnell zwei Gefäße, leerten das eine in das andere und stellten es wieder zurück. So gingen diejenigen leer aus, welche sich hintenangestellt hatten. Mir war es einfach nicht möglich, auf solche, den Tieren entsprechenden Manieren ums Essen zu kämpfen. So kam ich um viele Mahlzeiten und dachte, daß ich in diesen Verhältnissen keine guten Aussichten hätte. Was konnte ich anderes tun als beten und hoffen? Ich dachte, daß man mich vielleicht in eine Einzelzelle verlegen würde, wo mir niemand das Essen streitig machen könnte.

Gott erhörte mein Gebet auf ganz andere Weise. Bald einmal sah ich, wie sich das »steinerne Herz« nach vorne drängte und vor aller Augen zwei Portionen ergriff, was ich bisher noch nie bemerkt hatte. Noch überraschter war ich dann, als er zu mir kam und mir mein Essen mit abgewandtem Blick überreichte! Ich dankte ihm von Herzen; aber auch jetzt schaute er mich nicht an!

Von diesem Tag an sorgte er für mich. Ich versuchte ihm von Gott zu erzählen, denn er war mir nun nicht nur sympathisch, sondern ich schätzte ihn wirklich und hätte ihm gerne meine Dankbarkeit gezeigt. Trotz all meinen

Bemühungen konnte ich auch nicht die leiseste Veränderung entdecken. Ich bat Gott sehr, er möge sich seiner annehmen.

Dann wurde er abgeholt. Üblicherweise verabschiedeten sich die Scheidenden mit ein paar Worten. Er aber tat nichts dergleichen, sondern folgte wortlos den Wärtern. Bei der Türe jedoch wandte er sich noch einmal um, blickte über alle Gefangenen hinweg und fixierte mich. Nie werde ich diese Augen vergessen! Besser als Worte es je hätten ausdrücken können, zeigte mir sein letzter Blick alle Dankbarkeit, Liebe und Hoffnung eines erwachten Menschen! Dann schritt er wortlos hinaus.

Ich aber kehrte in meine Ecke zurück, um die Tränen zu verbergen und Gott innig dafür zu danken, daß er das Herz dieses Mannes berührt hatte. Ich war auch ein wenig traurig, weil ich einen kaum gewonnenen Freund verloren hatte.

Ich habe nie wieder etwas von ihm vernommen, doch habe ich noch jahrelang für ihn gebetet. Es würde mich nicht überraschen, wenn ich ihn einmal dort treffen würde, wo »der Herr den Seinen einen Platz bereitet hat«. Wenn Gott ein Werk anfängt, führt er es weiter bis zur Vollendung.

Gefangene kamen, Gefangene gingen, und wir sahen sie nie wieder. Viele Geheimnisse und Tragödien blieben verborgen. Doch gerade hier hörte ich eines Tages von Miroslav erzählen! Ich hatte oftmals für ihn gebetet und mich gefragt, ob er wohl den Glauben an Gott bewahren können.

Wenn Gefangene zur Verurteilung beordert worden waren kehrten sie gewöhnlich noch für ein bis zwei Tage in unsere Zelle zurück, bevor sie wegtransportiert wur-

den. So erschien eines Tages ein Gefangener und erzählte uns:

»Bei Gericht war ein Mann, der sich ganz sonderbar aufführte. Er war in irgendeine politische Affäre verwickelt und hatte die Todesstrafe zu erwarten. Wir waren alle wegen unserem eigenen Urteil in tiefer Sorge. Der aber saß mit leicht geneigtem Haupt und geschlossenen Augen ganz friedlich da. Seine Lippen flüsterten beständig etwas. Ich weiß nicht, ob er weinte oder betete. Dann riefen sie ihn auf – und ich sage euch, das war völlig überraschend, wie er sich erhob, seine Hand aufstreckte und mit lauter, würdiger Stimme zum Gerichtshof gewandt sprach: ›Meine Herren, es stimmt, daß ich mich gegen die Gesetze des Staates vergangen habe, doch seither habe ich auch entdeckt, daß ich viel höhere und vollkommeneren Gesetze verletzt habe, nämlich die Gebote Gottes! Ich habe Gott um Vergebung gebeten, und er hat sie mir gewährt! Heute weiß ich, daß mein Leib und meine Seele in seiner Hand sind. Sie werden mich strafen, wahrscheinlich hinrichten. Meinen Körper können Sie zwar töten, aber meiner Seele können Sie keinen Schaden zufügen. Eines Tages werden wir alle – Sie so gut wie ich – vor Gott stehen. Heute erwarten Sie von mir das Geständnis all meiner Vergehen gegen die Gesetze dieser Welt; aber ich sage Ihnen, der Tag wird kommen, da Gott von Ihnen Rechenschaft fordern wird für all Ihre Grausamkeit, Ihre Ungerechtigkeit und Ihren Unglauben!‹ Und mit immer noch erhobener Hand fügte er voll heiliger Inbrunst bei: ›Jesus ist meine Rettung! Er ist mein Licht und mein Leben!‹ In diesem Augenblick kam er mir wie ein Prophet aus alter Zeit vor.«

Hier unterbrachen die Gefangenen den Berichterstat-ter und fragten voller Spannung: »Was geschah dann mit ihm?«

»Wir alle, sowohl das Gericht wie die Geschworenen, waren sprachlos. Schließlich sagte jemand zu ihm: ›Wir wollen uns diesen Unsinn nicht länger anhören! Es erlaubte Ihnen niemand zu sprechen!‹ Und zum Gericht gewandt, sagte er: ›Ich beantrage für diesen Mann eine sehr harte Bestrafung!‹ Nach der Sitzung verurteilten sie ihn.«

Ich zitterte am ganzen Körper, denn ich ahnte, wer dieser Mann gewesen war; aber gleichwohl fragte ich: »Erinnern Sie sich, wie er heißt?«

»Jawohl, Miroslav ist sein Name!«

Er war es also! Oh, wie jubelte mein Herz! »O Gott, dir sei Lob und Dank, daß du ihn treu erhalten hast!«

»Wie lautete denn sein Urteil«, erkundigte ich mich weiter. Ich war sicher, daß es nicht die Todesstrafe sein konnte.

»Er erhielt 18 Jahre Gefängnis. Wir trauten unseren Ohren nicht nach all dem, was er vor Gericht gesagt hatte. Wir rechneten damit, daß sie ihn aufhängen würden. Aber nein, er lebt!«

Wie wunderbar sind Gottes Wege. Wie dankbar war ich, daß er mich dies alles wissen ließ. Miroslavs Geschichte ist hier nicht zu Ende. Wenige Jahre später lernte ich auch noch den Rest kennen, den ich noch erzählen werde.

Trotz dieser seelsorgerlichen Tätigkeit und den vielen Segnungen, die mir in meiner Gebetsecke zuteil wurden, erlebte ich Zeiten voller Ungeduld. Ich konnte es kaum erwarten, endlich vor Gericht gerufen zu werden, um meinen Fall erklären zu können. Allzulange war ich schon im Gefängnis, und ich hatte sehr wenig von Erna, den Kindern und der Heilsarmee gehört. Ich machte mir Sorgen.

Neueingetretene Gefangene hatten mir erzählt, daß noch andere Salutisten verhaftet worden waren; aber sie wußten keine Namen. Ich befürchtete sehr, daß Erna ebenfalls darunter sei – und was war in diesem Fall aus unseren Kindern geworden? Existierte die Heilsarmee überhaupt noch? All diese Fragen quälten mich in schlaflosen Nächten, in denen ich zu Gott schrie und ihn bat, seine gütige Hand über meinen Lieben zu halten. Dadurch fand ich immer wieder Trost, obgleich die Frage blieb: »Warum, Herr, und wie lange noch?«

Nach einer durchkämpften Nacht sagte der Wärter am Morgen, als er in die Zelle trat: »Korbel, heute erhalten Sie Besuch!« Im ersten Augenblick dachte ich, mein Herzschlag würde aussetzen. »Heute nachmittag um drei Uhr hat Ihre Frau die Erlaubnis, Sie zu sehen. Halten Sie sich bereit!« sprach's und ging wieder hinaus.

Eine unbeschreibliche Aufregung erfaßte mich. Voll Erwartungen setzte ich mich aufs Bett! »Ich werde Erna sehen und mit ihr reden können!« Tausend Dinge, die ich sie fragen oder ihr erzählen wollte, gingen mir durch den Kopf. Das Mittagessen verzehrte ich ganz unbewußt, ich war viel zu nervös und konnte die langsam dahinschleichenden Minuten kaum ertragen. Endlich war es soweit. Zwischen zwei Wärtern wurde ich durch den langen Gang vor ein eisernes Gittertor geführt. Hier warteten wir. Niemand sprach ein Wort. Die engen Fenster ließen nur spärliches Tageslicht herein; aber doch erblickte ich jetzt etwa 130 Meter weit entfernt ein zweites Gittertor, und dort, dort stand neben einem Wärter Erna, meine Frau! Obschon es dämmrig war, erkannte ich ihr Gesicht. Wir beide warteten nur, daß die Tore sich öffneten und wir einander entgegengehen konnten. Welche Aufregung!

Doch niemand bewegte sich. Mit zitternden Händen

umklammerte ich das Tor und preßte meinen Kopf an die Gitterstäbe, um meine Frau besser sehen zu können. »Fassen Sie die Stäbe nicht an, oder wir werden Sie sofort in die Zelle zurückführen!« schnaubte mich der Wärter an. Erschreckt ließ ich sie los. »Nur das nicht«, dachte ich, »ich muß doch endlich mit meiner Frau reden können!« Während wir weiter warteten, verstrichen Minuten. Dann hörte ich undeutlich, wie der Wärter zu Erna sagte: »Die Besuchszeit ist vorbei, Sie müssen gehen!«

»Wie, bitte? Das kann doch nicht wahr sein, wir haben ja noch nicht einmal miteinander gesprochen. Ich habe immer darauf gewartet, daß Sie das Tor aufschließen, damit ich zu meinem Mann gehen kann.« – »Diese Tore werden nie geöffnet. Es ist Ihr Fehler, daß Sie nicht gesprochen haben!« gab ihr der Wärter Bescheid. Ich bekam fast einen Herzanfall. »O wie grausam, wie unendlich grausam! Herr, vergib ihnen!« Ich sah, wie Erna mir zuwinkte und hörte sie mit ihrer lieben, tränen-erstickten Stimme rufen: »Liebling, Gott segne dich! Bleib stark in Jesus!« Dann drückte sie das Taschentuch vor die Augen und lief weg.

»Was gibt es Neues?« fragten mich die Kameraden in der Zelle. »Gar nichts!« antwortete ich und flüchtete in meine Ecke. Doch beten konnte ich nicht. Bitterkeit und Schmerz wühlten mein Innerstes auf. Ich verbarg mein Gesicht in den Händen und ließ den Tränen freien Lauf.

13 Das neue Lied

»Singet dem Herrn ein neues Lied! Denn er hat Wunder getan« (Ps. 98, 1).

Im Krankenhaus war es strengstens verboten, über Gott und Religion zu sprechen. Doch wie hätte Erna, die den gesegneten Einfluß von Gottes heilender Macht selber erfahren hatte, schweigen können – angesichts von so viel Schmerz und Leid?

Da war Herr Matys in Ernas Abteilung, der an einer bösen Hautkrankheit litt; sein Leiden war wahrscheinlich ähnlich dem Hiobs in der Bibel. Sein ganzer Körper war vom Kopf bis zu den Füßen mit Blasen und Geschwüren bedeckt. In den drei Jahren seines Spitalaufenthaltes hatte sich sein Zustand nicht gebessert. Er war in einem Einzelzimmer untergebracht, weil die andern Patienten die Ausdünstungen nicht auszuhalten vermochten. Immer, wenn sich die Blasen mit Flüssigkeit anfüllten, steigerte sich der Schmerz, und Erna mußte, auf Anordnung des Arztes, mit einer sterilen Nadel punktieren. Während dieser Behandlung begann sie von Jesus zu reden. Einmal, Herr Matys hatte Geburtstag, sagte sie zu ihm: »Heute nacht habe ich eine Überraschung für Sie bereit, ein Geschenk zur Feier des Tages.«

Sie hatte Nachtwache, und nachdem alle andern Patienten versorgt waren, holte sie aus einem Versteck ihre Gitarre hervor, welche sie einige Tage zuvor ins Krankenhaus geschmuggelt hatte, und sang Herrn Matys leise das Lied:

»Welch ein treuer Freund ist Jesus, der da immer hilft

so gern! Welch ein Vorrecht ist's, zu bringen alles im Gebet zum Herrn.«

»O Schwester Erna, welch ein schönes Lied!« flüsterte Herr Matys mit tränennassen Augen. »Ist auch wirklich alles wahr, was Sie gesungen haben?«

»O ja, das stimmt wirklich. Ich werde Ihnen noch mehr von Jesus erzählen!«

Einige Zeit später erlebte Herr Matys dann selber, was es bedeutet, Jesus zum Freund zu haben. Jetzt aber betete Erna schlicht mit ihm.

Dann wollte sie nachsehen, ob auf der Abteilung alles in Ordnung sei. Wie erschrak sie aber, als sie die Türe öffnete und vor einer kleinen Gruppe von Patienten stand. »Was tun Sie denn hier?« fragte sie. »Sie sollten doch alle in Ihren Betten sein!«

Sie lachten und einer antwortete: »Wir wollten doch wissen, wer so schön singen kann. Aber jetzt müssen Sie fair sein, Schwester Erna! Sie haben für Herrn Matys gesungen, tun Sie es bitte auch für uns!«

Erna zögerte, wohl wissend, daß sie ein Risiko eingehen würde, konnten doch unter den Patienten Leute sein, die sie verraten würden. Leise bat sie Gott um Führung, begleitete dann die Patienten in ihr Zimmer, stellte sich mitten drin auf und sang:

»Seele, o höre die herrliche Kunde, sie ist für dich und für mich. Zärtlich erschallt's aus des Heilandes Munde: Seele, ich warte auf dich!«

Der letzte Gitarrenton verklang; eine ungewöhnliche Stille lag über dem Raum; da und dort wischte sich jemand über die nassen Augen. In Krankheitszeiten ist der Mensch meist viel zugänglicher. Einer drückte schließlich die Gefühle aller aus und sagte: »Kommen Sie bitte wieder, Schwester Erna, wenn Sie Nachtdienst haben!«

Im Vertrauen auf Gottes Schutz tat dies meine Gattin immer wieder, wenn sie auf der Nachtwache war, neun Monate lang.

Doch eines Tages änderte sich alles. Ein Patient war auf die chirurgische Abteilung verlegt worden. Dort erzählte er seinem Bettnachbarn, wie schön es auf der dermatologischen Station gewesen sei, wenn jeweils eine Schwester wundervolle religiöse Lieder gesungen habe. Der diensttuende Arzt, ein überzeugter Parteianhänger, hörte zufällig diese Bemerkung. Am selben Abend beschuldigte er anlässlich der wöchentlichen Ärztesammlung den Oberarzt der Dermatologie, er habe jemandem die Erlaubnis erteilt, religiöse Propaganda zu betreiben!

Verständlicherweise ärgerte sich der Angeklagte über diesen öffentlichen Angriff. Am nächsten Morgen ließ er Erna ins Büro kommen. Er wußte wohl, daß nur sie eines solchen Vergehens fähig war. Streng verlangte er eine Erklärung. Der schroffe Ton verletzte Erna; doch sie antwortete schlicht: »Es stimmt, daß ich gesungen habe. Doch darf ich Ihnen meine Gründe erklären, Herr Doktor? Sie kennen Herrn Matys und wissen, daß er nicht mehr lange leben wird. Meine Lieder waren für ihn Hilfe und Trost.«

Der Arzt wußte sehr wohl Bescheid über den hoffnungslosen Zustand des Patienten. Ernas Beweisführung leuchtete ihm ein, und sein Gesicht verlor den harten Ausdruck. Ermutigt durch die sichtliche Änderung wagte meine Frau einen weiteren Vorstoß: »Wenn Sie es nicht glauben, will ich Ihnen gerne eines meiner Lieder vorsingen, damit Sie selbst beurteilen können, wie tröstlich sie sind!«

Das war nun doch für den Arzt zuviel. Er war hier, um Strafmaßnahmen zu verfügen, und nun wurde ihm zuge-

mutet, eines dieser »gefährlichen« Lieder anzuhören! »Nein, nein, jetzt wollen Sie mich beeinflussen! Nein, ich will Ihre Lieder nicht hören! Gehen Sie bitte an Ihre Arbeit zurück und unterlassen Sie bitte das Singen künftig auf meiner Abteilung!«

Erna verließ das Büro, glücklich darüber, daß die Feindseligkeit aus der Stimme des Vorgesetzten gewichen war. Sie fühlte, daß er ein wahrheitssuchender Mensch war und wahrscheinlich wie tausend andere nur aus Überlebensgründen eine gottlose Ideologie übernommen hatte. Sie betete für ihn. Mit dem Singen aber war es vorbei.

Eines Tages bat die Oberschwester Erna um Mithilfe beim Registrieren von Neueingängen, weil ein regulärer Angestellter fehlte. Erna hatte diesen Dienst schon öfters versehen. Als sie den Raum betrat, sah sie sich einer langen Reihe wartender Patienten gegenüber.

Sie setzte sich an die Schreibmaschine beim Fenster und interviewte so schnell wie möglich die Wartenden. Auf einmal fiel ihr die Stimme eines Mannes auf. Sie blickte auf und – war es möglich, war er es wirklich? Bestimmt das war Vanis! Doch wie hatte er sich verändert! Sein blasses, krankes Gesicht sah anders aus, aber die Stimme und seine Augen, obschon sie sehr ängstlich und verwirrt aussahen, beseitigten jeden Zweifel. Jetzt hatte sie ihn in der Hand, diesen Kerl, der sie so maßlos getäuscht hatte und glauben ließ, daß er Unterwäsche und Kleider, die sie ihm ausgehändigt hatte, mir abliefern würde! Alle Bitterkeit, die sie damals über den Betrug empfunden hatte, stieg wieder in ihr auf.

»Ihr Name?« fragte sie kurz. »Malik, Jan«, sagte er. »Wir kennen uns doch, nicht wahr?« fuhr sie fort und trug seinen Namen ein.

»Ich nehme es an, ja, ja«, antwortete der Gefragte ängstlich und schielte nach der Türe. Aber nun war es zu spät, um auszuweichen.

»Ich erinnere mich sehr gut an Sie, Sie haben mich damals in Brünn besucht«, nahm Erna das Gespräch wieder auf. »Erinnern Sie sich auch?« Er nickte wortlos, wohl wissend, daß Erna die Polizei rufen oder ihn vor all den hinter ihm Stehenden bloßstellen konnte. Erna beendete ihre Eintragung. Malik setzte sich auf einen Stuhl und wartete, bis er in ein anderes Zimmer verwiesen wurde.

Als der Strom der Neuaufnahmen verebbt war, kehrte Erna wieder auf ihre Männerabteilung zurück. Durch eine Glastüre sah sie Malik. Eine dunkle Stimme flüsterte ihr ins Ohr: »So, jetzt überlege gut, wie du es ihm heimzahlen kannst!« Doch als sie wieder hinschaute, sah sie in ihm nur noch einen armen Kranken, und all ihre Bitterkeit verwandelte sich in Erbarmen. Die Stimme ihres himmlischen Meisters hatte sich Gehör verschafft: »Tut wohl denen, die euch hassen, und bittet für die, die euch beleidigen!«

Im selben Augenblick vergab sie Jan Malik und beschloß, ihm die bestmögliche Pflege zu geben. Ihre erste Begegnung wurde nie wieder erwähnt.

Es war Weihnachtszeit, aber nur den wenigsten Leuten war die eigentliche Bedeutung des Christfestes bewußt. Den Schulkindern hatte man beigebracht, daß sie das Fest des Eiskönigs feierten. Außer in den christlichen Familien hörte man überhaupt keine weihnachtlichen Lieder. Die langen Abende wurden mit Fernsehen ausgefüllt, das lustige Zeichentrickfilme brachte und nichts erwähnte von Gottes Liebe, die sich in der Geburt Jesu zu Bethlehem geoffenbart hatte. Auf den raren

Weihnachtskarten, die man noch kaufen konnte, standen leere, nichtssagende Sprüche, ohne jeden christlichen Bezug.

Das alles brachte meine Frau auf den Gedanken, aus alten, aus dem Ausland erhaltenen Weihnachtskarten Buchzeichen herzustellen. Sie schnitt die kleinen Bildchen, die Szenen vom Stall, den Schafen und Hirten, den Engeln und Weisen aus dem Morgenland darstellten, sorgfältig aus und klebte sie auf weiße Kartonstreifen. Dann schrieb sie weihnachtliche Bibelverse darunter. Am Heiligen Abend fand jeder Arzt und jede Schwester ihrer Abteilung das kleine Geschenk auf dem Pult oder an ihrem Platz im Eßzimmer.

Die Reaktion war größer, wie Erna sie sich vorgestellt hatte. Die meisten bedankten sich persönlich bei ihr. Eine Ärztin sagte weinend: »Schwester Erna, das ist das schönste Geschenk, das ich dieses Jahr erhalten habe. Es weckt in mir so viele Erinnerungen an die Christfeste meiner Jugendzeit, als es noch einen Glauben an Gott gab, der dem menschlichen Dasein Schönheit und Frieden verleiht. Das ist uns heute abhanden gekommen. Vielen Dank, Schwester, daß Sie mich daran erinnert haben!«

Es gab noch eine weitere Überraschung. Am Nachmittag betrat Erna einen Untersuchungsraum und bemerkte, daß der Arzt ihre Weihnachtskarte oben unter die gläserne Schreibunterlage seines Pultes gesteckt hatte, so daß jedermann den Vers lesen konnte: »So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen einzigen Sohn gab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verlorengelange, sondern ewiges Leben habe« (Joh. 3, 16).

»Hat Gott sein Werk in ihm begonnen?« dachte meine Frau hoffnungsvoll. Ja, das stimmte, aber auch der Teufel rührte sich.

Am Tag nach Weihnachten erblickte die Putzfrau beim Aufräumen das Buchzeichen unter der Glasscheibe und meldete der Oberschwester, daß Erna erneut christliche Propaganda betrieben habe.

Erna wurde aufs Büro zitiert. »Schwester Erna«, begann die Vorgesetzte, »wir schätzen Ihre Arbeit sehr, Sie sind eine unserer besten Schwestern. Aber wir haben Ihnen schon zu oft gesagt, daß Sie hier jede christliche Propaganda zu unterlassen haben! Ich wundere mich, wie eine intelligente Frau einfach nicht begreifen will, daß wir in einem fortschrittlichen Lande leben, das alle Vorteile des Kommunismus kennt. Es gibt hier keinen Platz mehr für mittelalterliche Ideen! Weshalb bringen Sie sich immer wieder in Schwierigkeiten, indem Sie von einem albernen Gott sprechen, der gar nicht existiert? Gehen Sie jetzt zum Personalchef und reichen Sie Ihre Entlassung ein!«

Das waren harte Worte für Erna. Ein Alptraum, eine hoffnungslose Lage! Der Verlust ihrer Arbeit bedeutete zugleich den Verlust ihres Zimmers im Schwesternhaus. Sollte sie mit ihren Kindern erneut in einem Zelt leben müssen? Aber dann faßt sie wieder Mut – im Gedanken, an den »Felsen der Ewigkeit«, der auch den ärgsten Stürmen widersteht.

»Bitte«, verteidigte sie sich, »es gibt eine Autorität, die über allen anderen steht, der ich verpflichtet bin, auch wenn ich deswegen alles verlieren sollte. Diese Autorität ist Gott, an den ich glaube. Im Glauben an seinen Sohn, Jesus Christus, habe ich Frieden gefunden. Frieden inmitten aller Stürme meines Lebens – und Sie wissen, es gab derer viele –, aber mein Gottvertrauen hat mich Schritt für Schritt bewahrt und mir ein neues Lied ins Herz gegeben. Wie könnte ich hier, an diesem Ort der Krankheit und des Leidens, schweigen, wenn ich sehe,

wie die Leute dahinsterven und alles, was sie lieben, zurücklassen müssen, ohne etwas von den liebenden Armen des himmlischen Vaters zu wissen? Wie könnte ich ihnen den einzig wirklichen Trost, den es gibt, den Glauben an Gott, vorenthalten?«

Mit großen, erstaunten Augen betrachtete die Oberschwester Erna schweigend, bis sie schließlich mit zitternder Stimme sagte: »Schwester, gehen Sie an Ihre Arbeit zurück. Ich werde mich selbst mit dem Personalchef in Verbindung setzen und die Angelegenheit für Sie in Ordnung bringen, Sie sind nicht entlassen!«

»Vielen Dank!« war alles, was Erna sagen konnte. Jedes weitere Wort schien ihr eine Einmischung in das Werk des Heiligen Geistes zu sein, der so offensichtlich das Herz der Oberschwester berührt hatte.

An einem Samstag vor Dienstschluß wurden alle Angestellten der Dermatologie ins Büro zum Chefarzt beordert. Dort sagte er zu ihnen: »Morgen werden Sie alle zum freiwilligen Dienst antreten! Zum Andenken an den glorreichen Tag der Revolution schenken Sie diesen Tag der Partei. Außer denen, die planmäßig Sonntagsdienst haben, erwarte ich Sie alle punkt acht Uhr. Die ganze Abteilung und der dazugehörige Garten müssen durchgeputzt werden!«

Dieser Befehl durchkreuzte sämtliche privaten Vorhaben. »Herr Doktor«, meldete sich eine Schwester, »morgen habe ich Geburtstag und alle meine Verwandten sind eingeladen. Ich kann diese Feier nicht rückgängig machen.« – »Keine Entschuldigung!« schnitt er ihr brüsk das Wort ab, so daß sie keinen Vorstoß mehr wagte.

Eine andere Schwester bat: »Herr Doktor, würden Sie mich bitte für morgen gütigst entschuldigen? Meine Füße machen mir derart Mühe, daß ich die Ruhepause unbe-

dingt brauche.« – »Keine Entschuldigung! Ich erwarte, daß Sie kommen. Ich werde die Präsenzliste kontrollieren!«

Was blieb den Schwestern anderes übrig, als mit zögernder oder trotziger Stimme ihr Einverständnis zu geben? Auch Erna sollte ihre Anwesenheit zusagen. Man kannte ihre religiöse Überzeugung. Aller Augen blickten gespannt zu ihr hin. Still betete sie zu Gott, um in dieser Situation das Richtige sagen zu können und sprach dann schlicht und mutig:

»Herr Doktor, ich komme morgen nicht, weil es Sonntag ist, der Tag des Herrn, den er uns zu heiligen geboten hat. Ich weiß wohl, daß die Kranken auch sonntags betreut werden müssen. Für Putzarbeiten jedoch komme ich gerne jeden anderen freien Tag, nur nicht am Sonntag, da gehe ich zur Kirche.«

Alle warteten darauf, daß der Chef in einen Wutanfall ausbrechen würde. Statt dessen stand er eine Weile ganz sprachlos da und musterte die Schwester, die es gewagt hatte, seinem Befehl zu widersprechen, mit durchdringendem Blick. Dann sagte er mit leiser Stimme: »Sie sind entschuldigt«, wandte sich um und verließ das Büro.

Mit ganz besonderer Freude sang Erna im sonntäglichen Gottesdienst: »Mein Gott, all meiner Freuden Quell und meines Lebens Licht, das tiefste Dunkel machst du hell, wenn mir's an Kraft gebricht.«

Der Kampf gegen Gott und gegen die bekennenden Christen wurde auf breiter Basis geführt. Im Spital wurde eine Serie von zwölf Vorträgen organisiert. »Für das Personal ist der Besuch obligatorisch!« zeigte die Oberschwester an. Mahnend wandte sie sich an Erna: »Auch von Ihnen wird erwartet, daß Sie kommen!«

»Zwölf vergeudete Abende!« dachte meine Frau bekümmert.

Jeden Abend warteten die Kinder ängstlich auf ihr Heimkommen, und dann gab es auch immer viel Arbeit: waschen, flicken, aufräumen und kochen. Daneben übersetzte sie noch für Dr. Vik ein medizinisches Werk vom Tschechischen ins Deutsche, was der Familie einen finanziellen Zuschuß einbrachte. Aber es gab keinen Ausweg, sie mußte zu diesen Vorträgen gehen.

Am ersten Kursabend war der Hörsaal gepackt voll von Ärzten und Schwestern. Die Dozentin begann ihren Vortrag über Atheismus. Ihre Ausführungen zeigten Erna, daß hier jemand sprach, der von geistlichen Dingen keine Ahnung hatte.

»So etwas wie einen Gott gibt es nicht«, sagte die Referentin. »Nur Leute ohne Rückgrat, die ihr eigenes Leben nicht meistern können, stützen sich auf einen eingebildeten Gott. Christen sind Feiglinge, die sowohl vor dem Leben als vor dem Tod Angst haben. Dabei ist der Tod das natürliche Ende jeder lebendigen Kreatur.«

Mehr als eine Stunde dauerte die Abhandlung. Abschließend sagte die Rednerin: »So, das war jetzt die erste der Vorlesungen. Nächste Woche treffen wir uns wieder. Möchte jemand etwas fragen oder sich zum Thema äußern?«

Eine einzige Hand ging in die Höhe – Ernas! Wie schwer war es ihr während dieser Stunde ums Herz geworden, als sie hören mußte, wie der Name des Herrn verleumdet, wie die Bibel als abergläubische Legende bezeichnet wurde und wie die Referentin die Christen zu feigen und fanatischen Menschen abstempelte. Sie stand auf und sagte mit klarer, deutlicher Stimme: »Ich weiß aber, was mir der Glaube an Gott bedeutet. Er ist für mich die Quelle der Kraft gewesen, er hat mir in den schwachen Stunden, den Versuchungen und den Stürmen des Lebens geholfen. Gott schenkt uns Freude und

Frieden. Mit ihm können wir die Unbill des Lebens ertragen und denen vergeben, welche uns verfolgen und an uns Unrecht tun. Ich wollte, Sie wüßten, welche Kraft im Gebet liegt. Ich spreche täglich mit Gott über all meine Probleme und bin dankbar für seine Führung.

Sie nannten die Christen Feiglinge. Wenn Sie nur die Geschichte der Urchristen kennen würden! Man warf sie in den römischen Arenen den wilden Tieren vor. Sie waren willig, um ihres Glaubens willen zu sterben. Christen gehören zu den mutigsten Leuten auf der Welt. Weshalb? Weil sie einen allmächtigen Gott haben!«

Verblüfft hörte die Dozentin Erna zu. Dann wandte sie sich gegen die Türe und sagte im Hinausgehen: »Wir werden das nächstmal diskutieren!«

Jetzt brach unter den Schwestern eine lebhaftere Diskussion aus. »Nie wieder werde ich zu einer solchen Vorlesung kommen«, rief die eine, während eine andere bekannte: »Wir glauben auch an Gott, sie können uns doch nicht davon abhalten!« – »Zum Glück besaß wenigstens eine den Mut, zu widersprechen«, wirbelten die Äußerungen durcheinander.

Die nächste Woche ging Erna voll Spannung in den Hörsaal. Aber nur wenige, für ihre Parteizugehörigkeit bekannte Leute waren anwesend. Die geplanten atheistischen Vorlesungen fanden ein unrühmliches Ende.

14 Vor dem Gerichtshof

*»Er wird nicht richten nach dem, was seine Augen sehen, noch Recht sprechen nach dem, was seine Ohren hören. Er wird die Armen richten mit Gerechtigkeit . . . «
(Jes. 11, 3).*

Es war an einem Frühlingstag – ich war über anderthalb Jahre im Gefängnis, immer darauf wartend, daß mein Fall behandelt und sich meine Unschuld erweisen würde, als mich ein Anwalt sprechen wollte. Er teilte mir das Datum meiner Gerichtsverhandlung mit und wies mich darauf hin, daß ich allem Anschein nach mit fünfzehn Jahren Gefängnisstrafe rechnen müsse.

Ich war sprachlos. Wie konnte dies nur möglich sein! Der Jurist kannte doch die Tatsachen gar nicht – ich wußte sehr wohl und Gott wußte, daß ich unschuldig war! Ich war sicher, daß die Gerechtigkeit zuletzt siegen würde.

Am 21. April 1951 war es dann soweit. Überraschenderweise hatte man mir die Heilsarmeeuniform – gereinigt und gebügelt – zurückgegeben. In einem fensterlosen Lastwagen wurde ich mit zwanzig andern Männern und Frauen zum Gerichtsgebäude gefahren. Als wir ausstiegen, mußten wir uns in drei Reihen aufstellen, beidseitig eskortiert von Wächtern mit Maschinenpistolen.

»Geradeaus schauen und nicht sprechen!« wurde uns eingeschärft. Als wir uns vorwärtsbewegten, beobachtete ich unauffällig die vielen Leute, die Spalier standen, wahrscheinlich lauter Verwandte und Freunde, welche ihre Angehörigen seit Monaten, zum Teil seit Jahren

nicht mehr gesehen hatten. Ich selbst hatte keine Ahnung, wo meine Familie war und wie sie lebte. Und ebensowenig wußte ich, wie es meinen Mitarbeitern ging. Ich sollte bald etliches darüber erfahren!

Zuerst fiel mir eine junge, gut gekleidete Frau auf, die ein kleines Kind in den Armen hielt. Von der Menge eingeengt, drängte sie sich vor und rief: »Bitte, bitte, laßt mich zu meinem Mann gehen; ich will ihm unsern Sohn zeigen; er hat ihn noch nie gesehen!«

Ein Wächter aber stieß sie mit seinem Gewehr grob beiseite. »Gehen Sie aus dem Weg!« befahl er. Sie stürzte zu Boden und wäre die Treppe hinuntergefallen, wenn sie nicht von einer freundlichen Hand aus der Menge heraus gehalten worden wäre. Der herzerreissende Schrei der jungen Mutter und das erschrockene Weinen des Kindes widerhallten in meinen Ohren.

Ich fühlte deutlich, daß Erna und meine Kinder irgendwo unter den Zuschauern sein mußten, konnte sie aber nirgends sehen, und doch standen sie ganz in meiner Nähe. Alenka erkannte mich, als ich die Treppe zur Hälfte hinaufgestiegen war. In ihrer Freude durchbrach sie die Reihe der Bewacher, bevor Erna sie daran hindern konnte, sprang in meine Arme und schrie: »Papi, Papi, ich bin's!«

Nie werde ich diesen Augenblick vergessen! Alenka erregte allgemeines Aufsehen, der Zug hielt an. Drei oder vier Wächter kamen und versuchten, sie von mir wegzuzerren. Sie fiel auf die Treppe, doch als sie wieder aufstand, jubelte sie: »Mami, ich bin in Papis Armen gewesen!« Mein Liebling, wie grob hat man dich behandelt, nur weil du zu mir wolltest!

Bald war die Ordnung wieder hergestellt, und dann erblickte ich Helmuth, meinen ältesten Sohn! Er hatte sich oben an die Treppe hingestellt und winkte mit der

Hand, damit ich ihn sähe. Ein Wächter gab mir einen heftigen Stoß, so daß es mir nicht möglich war, mich nach Helmuth umzudrehen. »O Gott«, betete ich im Weitergehen, »sei mir gnädig! Es ist alles so schwer zu ertragen; bitte, gib mir Kraft, und vergib meinen Feinden!«

Der Gerichtssaal war gepackt voll Menschen. Es gelang Erna, sich hereinzuzwängen, gerade bevor die Türen geschlossen wurden. Ich sah sie an der Rückwand stehen. Es war den Gefangenen streng verboten, mit den Angehörigen zu reden.

Seit zwei Jahren hatte ich auf diesen Tag gewartet im Vertrauen darauf, daß meine Unschuld anerkannt würde. Als ich nun den Verhandlungen folgte, schwand mir jegliche Hoffnung. Eine Person nach der andern mußte sich vor den versammelten Gerichtshof hinstellen. Einige waren mir aus der Zeit vor der Verhaftung bekannt.

Da war unsere Quartierärztin, eine edle, christliche Frau. Sie hatte für Gott und die Heilsarmee viel Gutes getan, indem sie unter anderem unsere Männer im Heim gratis behandelt hatte. Oftmals machte sie bei uns Halt, wenn sie müde von einer Besuchstournee zurückkehrte, um mit uns eine Tasse Tee zu trinken und um zu beten. Sie war einige Wochen vor mir verhaftet und angeklagt worden, weil sie einem Mann ärztlichen Beistand gewährt hatte, der von einem Agenten verletzt worden war. »Weshalb haben Sie das getan?« wollte der Vorsitzende wissen. »Weil es erstens meine ärztliche Pflicht war, und weil ich außerdem eine Christin bin und versuche, dem Beispiel Jesu, der uns Barmherzigkeit lehrte, zu folgen.« Der Richter machte sich über ihre Antwort lustig und verurteilte sie zu achtzehn Jahren Gefängnis! (Nach acht grausamen Jahren wurde sie entlassen; bald

darauf nahm Gott sie in die himmlische Heimat hinweg.)

Auch unsere Schatzmeisterin, welche die Kasse der Gemeinde verwaltet hatte, befand sich unter den Angeklagten. Sie war Lehrerin, Witwe und Mutter von zwei Kindern. Wie viele andere Lehrkräfte war sie vor die Wahl gestellt worden, entweder den Glauben an Gott oder ihre Stellung aufzugeben. Sie blieb ihrem Glauben nicht nur treu, sondern setzte ihren Namen aus christlicher Überzeugung unter eine Petition, die sich für freie Wahlen einsetzte. Daraufhin wurde sie verhaftet. Meine Frau nahm sich der beiden Kinder an und kümmerte sich um den Großvater, der allein in der Wohnung zurückblieb. Erna besuchte ihn täglich. Er starb bald aus lauter Kummer darüber, weil seine Tochter zu vierzehn Jahren Gefängnis verurteilt worden war.

Die Schwester der Schatzmeisterin war Offizierin und als Nationale Jugendsekretärin eingesetzt. Als geisterfüllte Frau übte sie einen starken Einfluß auf die jungen Leute aus. Sie war gebildet und sprach fließend vier Sprachen. Auch sie wurde zu fünfzehn Jahren verurteilt. Aus Gesundheitsgründen entließ man sie nach neun Jahren. Während dieser scheinbar verlorenen Zeit aber gewann sie viele der mitgefangenen Frauen für Gott. Sie war als »Engel der Gefangenen« weit herum bekannt und beliebt. Nach der Entlassung wurde sie krank; sie verlor den Verstand und mußte in eine Klinik eingewiesen werden. Wir hörten, daß sie dort glücklich gewesen sei, bis Gott sie 1975 heimholte.

Noch ein anderes Mitglied unserer Gemeinde stand hier vor Gericht. Auch sie war Witwe und hatte drei Kinder. Man hatte sie eines Tages auf das Parteipräsidium kommen lassen und sie gebeten, fortan als Agentin mitzuarbeiten. Sie sollte die Einstellung verschiedener

christlicher Familien ermitteln. »Sie wollen, daß ich meine Freunde verrate?« fragte sie entsetzt. »Das werde ich niemals tun!«

»Sie haben die Wahl«, entgegnete man ihr, »entweder tun Sie es, oder wir verhaften Sie als Regimegegnerin! Es wäre besser, Sie dächten an Ihre vaterlosen Kinder. Und dann gibt es da noch einen Punkt«, fügte der Wortführer bei, »sollten Sie zu flüchten versuchen, sperren wir Ihren ältesten Sohn an Ihrer Stelle ein!«

Man gab ihr einen Tag Bedenkzeit. Wie furchtbar schwer muß es ihr gefallen sein, einen Entschluß zu fassen. Sie mußte sich entscheiden zwischen ihrer Mutterliebe und der Liebe zu ihren christlichen Freunden, der Liebe zu Jesus. Sollte sie nicht bei den Kindern, die außer ihr niemanden hatten, bleiben? Aber wie konnte sie ihre Freunde verraten, wie konnte sie ihren Herrn, Jesus, verleugnen? Sollte sie die herzerreißende Last auf sich nehmen, ins Gefängnis gehen und die Kinder der Obhut des himmlischen Vaters überlassen?

Während der ganzen Nacht weinte, betete und rang sie mit diesen Zwiespälten. Am Morgen aber gab sie eine klare Antwort: Mit zitternder, doch deutlicher Stimme sagte sie: »Ich werde meinen Herrn, der am Kreuze für mich starb, nicht verleugnen!« Kurz nach Weihnachten wurde sie verhaftet und hier nun aufgrund ihrer »Unzuverlässigkeit« zu sieben Jahren verurteilt. Nach fünf Jahren wurde sie dann – tuberkulosekrank – entlassen. Als ich jetzt ihr Zeugnis vor Gericht hörte, mußte ich an das Bibelwort denken: »Wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert« (Matth. 10, 37).

Schließlich war ich an der Reihe, um mich vor die Richter zu stellen. Als ich aufgerufen wurde, wußte ich

wohl, was ich antworten wollte, um mich den Anschuldigungen gegenüber zu rechtfertigen und ich sagte denn auch ganz einfach: »Ich stehe hier, weil ich das Evangelium von Jesus Christus verkündet habe, der am Kreuz auf Golgatha für die Sünden der Welt gestorben ist, um uns Heil und ewige . . . «

»Halt! Hören Sie mit diesem religiösen Unsinn auf! Es reicht, daß Sie das Volk mit Ihren Straßenversammlungen verblendet haben«, unterbrach mich der Vorsitzende streng, und sich zum gesamten Gerichtshofe wendend, fuhr er voll Haß fort: »Dieser Mann verdient die Höchststrafe. Er war Heilsarmeeoffizier, und wie Sie wissen, widersetzen sich diese Religionsfanatiker der rechtmäßigen Autorität unserer Regierung.«

Der Gerichtshof verhandelte kurz und gab seinen Beschluß bekannt: »Nach Paragraph 1 sind Sie wegen Hochverrats zu zwölf Jahren Gefängnisstrafe verurteilt.«

Ich war wie betäubt und konnte in der Folge auch nicht recht glauben, daß das Urteil ausgeführt werde. Wir Gefangenen dachten in diesen Tagen noch alle, daß die große Welt nicht zuschauen werde, wie unsere kleine Nation auf solche Art und Weise verraten werde, und wir hofften, daß wir wieder bei unseren Familien sein würden, bevor ein weiteres Jahr vergangen sei. Es kam mir gar nicht in den Sinn zu denken, daß diese »Plage«, die mein Land überfallen hatte, ein Teil von Gottes großem Plan sein könnte, ein Zeichen der »letzten Tage«, welche die Wiederkunft Christi einleiten.

Nach Abschluß der Gerichtsverhandlungen wurden wir wieder zum Lastwagen geführt. Von weitem sah ich meine beiden Söhne, welche auf mich gewartet hatten. Viktor lehnte seinen Lockenkopf an die Schulter Helmuths, der liebevoll seinen Arm um ihn gelegt hatte. Ich sah die schmerzliche Sehnsucht in Viktors blauen Augen

und die Bitterkeit und den Groll, die um Helmuths aufgeworfene Lippen lagen. Ich konnte mir seine Gedanken vorstellen: »Nie werde ich das vergessen, und nie werde ich das vergeben!«

Ein Mitgefangener flüsterte mir etwas zu, doch ich war nicht fähig, irgend etwas aufzunehmen. Meine Kehle war wie zugeschnürt, und die Tränen übermannten mich beim Gedanken an meine lieben, armen Kinder.

Wir wurden in den Wagen gestoßen, der Motor lief an, und wir fuhren weg. Als wir beim Gefängnistor ankamen, hörte ich jemanden von der Straße her pfeifen. Ich kannte die Melodie; unsere jungen Salutisten hatten sie oft gepfiffen. Es war das Lied: »Für Jesus, für Jesus will ich als Sonnenstrahl leuchten.« Und jetzt erkannte ich auch den Pfeifer: es war mein Ältester, Helmuth.

Als ich viele Jahre später nach Hause kam, erzählte mir meine Frau, wie er dem Gefangenenauto mit dem Fahrrad gefolgt sei und sich sehr beeilt habe, um rechtzeitig beim Gefängnistor einzutreffen und mir sein Lebewohl zu übermitteln. Mein lieber Sohn! Wie oft hat mich dein Lied in den langen Jahren der Trennung ermutigt und mir Licht in das dunkle Gefängnis gebracht: »Für Jesus will ich als Sonnenstrahl leuchten . . . «

Zwei Tage nach der Verurteilung gab man unserer Gruppe rauhe, braune Gefängniskleider und verlud uns in vier Autobusse mit undurchsichtigen Glasscheiben. Nach vier Stunden Fahrt erreichten wir unseren Bestimmungsort, ein großes Zwangsarbeitslager, das seiner schlimmen Lebensbedingungen wegen allgemein als Todeslager bekannt war. Schon viele Gefangene waren hier gestorben. Das Lager bestand aus zwanzig hölzernen Baracken und war umzäunt mit einer doppelten

Reihe von Stacheldrähten. Mit Maschinengewehren bewaffnete Wächter beobachteten von hohen Wachttürmen jede Bewegung im Lager.

Seit fast zwei Jahren hatte ich kaum grünes Gras, Bäume oder Sträucher gesehen. Jetzt sangen hier die Vögel ihre Liebeslieder, zu Hunderten schmückten Löwenzahn und Gänseblümchen die schmalen Grasbänder des Lagers. In den umliegenden Feldern jenseits des Zaunes blühten zahllose wunderbare Blumen. Innerhalb des Stacheldrahtes konnten wir uns frei zwischen den Baracken bewegen, in denen jeweils zehn bis zwölf Gefangene hausten.

Der erste Tag im Lager war wie ein Traum. Ich saß auf einem kleinen Fleck Gras und schaute all die Blumen an. Als ich einen Löwenzahn berührte, wurden meine Augen naß. Erinnerungen überfluteten mich. Ich barg den Kopf in der goldenen Pracht und weinte lange und bitterlich.

»Was ist mit Ihnen los?« erkundigte sich eine rauhe Stimme. Es war ein Mitgefangener, der sich wohl fragte, ob ich krank sei. Ich stand auf und ging in meine Zelle, unfähig überhaupt etwas zu sagen. Vor meiner Not verstummte der andere. Vielleicht verstand er mich.

Morgens wurden wir jeweils um fünf Uhr geweckt. Wehe dem, der zu spät aufstehen wollte! Punkt sechs Uhr wurde das Eisentor geöffnet, und wir hatten unter Bewachung zu unserm Tageswerk zu marschieren. Wir lebten unter sehr harten Bedingungen. Die Baracken waren zwar neu, die sanitären Einrichtungen aber ganz ungenügend. Einmal gab es während sechs Wochen kein Wasser. Jeden Morgen erhielten wir einen Becher »Kaffee«, eine Brühe aus gerösteter Gerste, und ein dünnes Stück Brot. Ich opferte die Hälfte meines Kaf-

fees, um mir Gesicht und Hände waschen zu können. Es war allzu niederdrückend, sich ständig schmutzig zu fühlen!

Wir waren in jenen Tagen praktisch am Verhungern. Oft schlich ich hinter die Küchenbaracke zur Abfallgrube und suchte im Kehricht nach etwas Eßbarem. Ich war dankbar, wenn ich auch nur Kartoffelschalen oder Zwiebelreste erwischte. Einige Männer sagten, daß sie eine gewisse Distelsorte und auch Gras essen würden.

Wenn wir am Morgen unsere Brotration erhielten, verschlangen sie die meisten, ausgehungert wie sie waren, augenblicklich. Irgendwie wurde ich dazu gedrängt, mich anders zu verhalten. Ich teilte meine Ration in zwei Stücke, versteckte die eine Hälfte in meiner zerschlissenen Jacke und aß die andere langsam, Krümchen um Krümchen. Ich dachte an Jesus, der mit wenigen Laiben Brot und ein paar Fischen eine große Menschenmenge gesättigt hatte. Konnte er nicht auch meine Speise segnen, damit mein Körper durch das Wenige gestärkt würde?

Der große Augenblick kam dann am Nachmittag, wenn ich die andere Hälfte hervorzog. Mit hungrigen Augen mochte ein Mitgefangener das Stücklein Brot anstaunen, nicht begreifend, daß ich es bis jetzt aufgespart hatte. »Mann, hast du eine doppelte Ration erhalten?«

»Ich habe nicht mehr als du bekommen«, klärte ich ihn auf. »Es ist noch die Hälfte vom Morgen!«

Dann aber brach ich das Stücklein entzwei und gab ihm davon. Dabei war ich sehr bewegt und betete: »Herr, ich besitze nichts, das ich dir als Zeichen meines Dankes für all deine Güte und Liebe geben könnte. So nimm denn dieses Stücklein Brot als meine Gabe. Du hast gesagt: ›Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan

habt, das habt ihr mir getan.« Du weißt, daß ich dich lieb habe, Herr Jesus!«

Ich war mir in wunderbarer Weise seiner göttlichen Gegenwart bewußt. Ich empfing neue Kraft, um vorwärts zu gehen – und er ging mit mir!

15 Die offene Türe

»Ich habe euch eine Türe geöffnet, die keiner zuschließen kann« (Offb. 3, 8).

Es gelang mir nicht, Gottes Wege zu begreifen. Weshalb nur wünschte er mich in diesem Gefangenenlager zu haben? Er hatte mich zu einem besonderen Dienst berufen. Das Internationale Hauptquartier der Heilsarmee in London hatte mich für Südafrika bestimmt! Warum war ich nun, nachdem endlich die Ausreiseformalitäten für meine Familie in Ordnung waren, hierher gebracht worden? Weshalb mußte ich hier unter Dieben, Räubern und Mördern leben?

Nicht alle Gefangenen waren Kriminelle. Viele waren aus politischen Gründen hier oder weil sie sich geweigert hatten, ihren Bauernhof, ihr Geschäft oder ihre Fabrik an den Staat abzutreten. Sie waren wie ich als »Feinde der Arbeiterklasse« verhaftet worden, worauf man ihren Besitz eingezogen hatte. Was mich betraf, so hatte ich weder Güter gehabt noch mich mit Politik befaßt. Ich hatte nichts anderes getan, als meinem Herrn gedient.

Theoretisch wußte ich wohl, daß ich als Christ Gottes Wille annehmen mußte, wie er auch immer sein mochte. Unter Tränen versuchte ich zu beten: »Dein Wille geschehe!« Meine Lippen formten den Satz, aber mein Herz bäumte sich dagegen auf! »Warum, o warum nur, Herr?« Ich hatte so fest damit gerechnet, daß mir vor Gericht Gerechtigkeit zuteil würde, und statt dessen war ich nun hierher gebracht worden. Immer, wenn meine Gedanken bis zu diesem Punkt gekommen waren, überfiel mich Verbitterung.

Doch eines Tages schenkte mir Gott eine unmißverständliche Antwort. Wir waren statt um fünf Uhr schon um zwei Uhr morgens geweckt worden. Niemand wußte weshalb. Wollte vielleicht der Oberaufseher früher abgelöst werden? Wir wurden in eine mit Stacheldraht umzäunte Ecke des Lagers kommandiert. Es war noch stockdunkel, und Schnee und Regen fiel auf unsere ungeschützten Körper. Wir hatten nicht einmal Papier, um unsere Köpfe zu decken. Ohne gegessen und ohne den üblichen Schlaf gehabt zu haben, zitterten wir in unseren nassen Lumpen. Wir waren in einer traurigen Verfassung. Viele fluchten schrecklich, um ihrem Ärger und ihrer Auflehnung gegen Ungerechtigkeit, Mißhandlung und Einsamkeit Ausdruck zu geben. Sie schworen ihren Peinigern grausame Rache und verfluchten Gott.

Ich stand da, mitten unter ihnen. Ich vermochte das alles nicht mehr zu ertragen. Ich fühlte mich unsagbar verlassen und litt wie alle andern. Die Ungewißheit, wie es Erna und den Kindern erging, drückte mich, und die unflätigen Redensarten, die ich anhören mußte, ließen das Maß an Leiden überfließen.

Wieder einmal mehr formten meine kalten Lippen die Frage: »Warum nur, o Herr?« Hoffnungslose Entmutigung und völlige Leere überfielen mich.

Da berührte jemand sachte meine Schulter. »Warum können sie mich nicht alleine lassen?« dachte ich aufgebracht. Ich wandte mich um, und im fahlen Licht, das von einer entfernten Lampe kam, erkannte ich das ausgemergelte Gesicht eines Gefangenen. Voller Leid und Verzweiflung schaute er mich aus seinen tiefliegenden Augen beschwörend an und flüsterte: »Josef, du mußt mir helfen. Ich bin am Ende meiner Kräfte, ich kann nicht mehr weitermachen!«

In kurzen Worten teilte er mir mit, was geschehen war.

Seine Frau hatte sich scheiden lassen, weil sie nicht länger auf ihn warten wollte. Nun hatte er alles, was ihm geblieben war, Gattin, Kinder und Heim, verloren. Damit war all seine Hoffnung und sein Lebenswille dahingeschwunden. »Ich werde mich aufhängen oder in den Stacheldraht springen«, drohte er.

Vor mir stand dieser Mann, hilflos wie ein Kind, mit blutendem Herzen und bat um Hilfe. Und ich? Ich, der ich mich für einen Diener Gottes hielt, hatte ihm nichts, gar nichts zu sagen! Ich wurde mir meiner ganzen Unzulänglichkeit bewußt.

Nur zu gut verstand ich, was er meinte, als er mich bat: »Erzähl mir etwas!« Wie oft hatte ich dieselbe Bitte von andern Männern gehört! Sie wollten von Gott hören, ein Wort, das ihnen helfen konnte. Aber jetzt war mein eigenes Herz kalt und leer, schrecklich leer und ausgebrannt. Und doch glomm immer noch so etwas wie Verantwortungsgefühl in mir. Das machte die Situation nur noch schlimmer. Wo sollte ich hingehen in dieser Not? Nur zu Gott!

So schrie ich denn aus der Tiefe meiner Seele in dieser bitterkalten Nacht: »O Gott, sei mir gnädig, laß diesen leidenden Bruder nicht ohne Trost, hilf, Herr Jesus!«

Gott antwortete auf wunderbare Weise. Ich schaute mein Gegenüber an; sein Gesicht war voller Kummerfalten. Mitleid erfüllte mein Herz, und ein Strom von Gottes Liebe erfaßte mich. Mein eigenes Leid vergessend, ergriff ich seine kalte Hand und wies mit meinem Finger zum finstern Himmel hinauf: »Siehst du, wie dunkel er jetzt ist. Aber bald wird er blau werden. Jetzt sehen wir keine Sonne, aber bald wird sie in leuchtender Pracht erstrahlen. Ebenso ist es mit Gott. Wir fühlen jetzt vielleicht nichts von seiner Liebe und Hilfe, doch ist er nahe und will uns mit seiner Gnade und Kraft erfüllen.

Aber: wir müssen ihm vertrauen! Nichts ist verloren, im Gegenteil: alles ist gewonnen, solange wir ihm vertrauen können. Er hat uns verheißen: Rufe mich an in der Not, so will ich dich erhören, und du sollst mich preisen!«

Dann fügte ich bei: »Nun wollen wir beten!« Er nahm den Arm von meiner Schulter und stellte sich an den alten Platz. Und wir beide beteten. Als ich später zu ihm hinschaute, waren seine Hände immer noch gefaltet und seine Augen geschlossen. Er hatte sein Gesicht zum dunklen Winterhimmel erhoben ungeachtet dessen, daß unentwegt der Schnee niederfiel. Ein Ausdruck des Trostes und des Friedens lag auf ihm.

In diesem Augenblick geschah die große Veränderung in mir. Es war, als ob Gott mit mir spräche: »Du fragst immer warum. Schau diesen Mann an! Für ihn und all die andern habe ich dich an diesen Ort geführt. Keinem Geistlichen würde es je gestattet werden, diesen Männern meine Verheißungen zu verkünden. Ich habe dich nicht nach Afrika geschickt, wohl aber hierher. Hier ist dein Missionsfeld! Hier bist du mein Zeuge!«

Reuetränen lösten meinen Schmerz und ich flehte: »Vergib, o Herr Jesus, vergib mir!« Und dann wurde mein Herz mit Frieden und himmlischer Freude erfüllt. Meine Lippen und mein Herz bezeugten nun: »Dein Wille geschehe!«

Von diesem Morgen an sah ich alles in einem andern Licht – meinen Herrn, die Mitgefangenen, auch die Demütigungen und Qualen, denen ich ausgesetzt war. Die Verhältnisse blieben dieselben wie zuvor, aber ich war anders geworden. Von Stund an war ich ein glücklicher Häftling. Mein Herz wurde hellhöriger für die Führungen des Heiligen Geistes und das Leid und die Nöte der andern. Der Herr hatte mir eine Türe geöffnet, damit ich ihm dienen konnte.

Auf dem Wachttürmen standen die Aufseher und kontrollierten ständig die Gefangenen. Gab es denn im ganzen Lagerareal keinen einzigen Ort, der sich ihrer Kontrolle entzog? Das wollte ich herausfinden. Und tatsächlich stellte ich fest, daß man mich von keinem Turm aus sehen konnte, wenn ich mich bei einer Baracke an einen bestimmten Ort hinstellte.

Welch ein Glück! Hier konnten wir zum Beten zusammenkommen, ohne von Aufsehern beobachtet zu werden. Alle religiösen Handlungen waren ja strengstens verboten und wurden grausam bestraft.

Unter den Gefangenen aber machte sich ein großer geistlicher Hunger bemerkbar, so daß ich nicht anders konnte als etwas zu tun. Wie ich nun am neuentdeckten Platz stand, kam mir eine Idee: Die hölzernen Baracken standen auf niederen Betonpfeilern. Wenn wir nun unter die Baracke kriechen würden, könnten wir sprechen und beten, ohne groß Gefahr zu laufen, entdeckt zu werden.

In der Folge erlebten wir in diesem ungewöhnlichen »Tempel« kostbare Augenblicke; wir empfanden die Gegenwart Gottes deutlich. Zwar mußten wir recht unbequem sitzen, konnten einander kaum ins Gesicht sehen und durften nur flüstern, denn über uns befand sich ein dünner Bretterboden. Es galt, alles zu vermeiden, was andere auf uns hätte aufmerksam machen können. Sonst wären wir möglicherweise verraten worden. In diesem Versteck fand manch einer Frieden und Trost, und mancher nahm Jesus Christus als seinen Herrn und Heiland an.

Ein ganz besonderes Erlebnis machte mir diesen Gebetsplatz unvergeßlich: Wir zerlumpte und ausgehungerten Männer waren stets darauf bedacht, irgendwie ein Stücklein Brot oder eine Zigarette aufzutreiben.

Einige von uns waren sehr geschickt im Herstellen kleiner Andenken aus Metall, Steinen, Plexiglas, Stroh und sogar aus Haarsträhnen. Am leichtesten konnten diese von den Männern abgesetzt werden, welche in den Minen arbeiteten. Sie kamen öfters in Kontakt mit Zivilisten, die gerne die begehrten Andenken gegen Brot und Rauchwaren eintauschten.

Ich besaß eine gewisse Fertigkeit, kleine Figürchen aus Draht, Stoff oder Faden herzustellen. Eines Tages kam ein Mitgefangener zu mir und sagte aufgeregt: »Josef, ich brauche dringend eines deiner Figürchen für den Techniker in unserer Grube. Er will mir dafür Brot geben. Wir können es dann teilen!«

»Nur zu gerne würde ich eines machen«, antwortete ich begeistert, »aber du weißt selbst, wie schwierig es ist, ein Stücklein Stoff aufzutreiben.«

Ohne lange zu überlegen sagte er: »Ich glaube, ich habe etwas«, wandte sich um und ging weg. Später kam er wieder und gab mir ein rotes, wollenes Tuch. Es war ein wenig zerrissen und nicht sehr sauber, doch hier, wo die Menschen in diesen bitterkalten Wintertagen Papierfetzen von Zementsäcken unter ihre zerlumpten Kleider stopften, um sich besser warmzuhalten, bedeutete es einen kostbaren Besitz.

»Eigentlich ist es schade, den Lappen in Stücke zu zerreißen«, sagte ich, »das gäbe ein wunderbares Halstuch!«

»In Ordnung, behalte es, und mache damit, was du willst«, erwiderte er ungeduldig, »aber bis morgen muß ich das Figürchen haben!«

»Einverstanden, du wirst es bekommen!« versicherte ich ihm und schlang das Tuch um meinen Hals, wo es mich herrlich wärmte.

Ich machte das Figürchen fertig, für das ich jeden

Faden und jedes Stücklein Draht, das ich finden konnte, verwendete. Ich brachte es dem Besteller – und der rote Wollappen gehörte mir.

Doch die Freude am Besitz sollte nicht lange dauern. Am selben Abend begegnete ich einem Gefangenen, der mich schon von weitem fixierte und mich schließlich, als wir uns kreuzten, argwöhnisch betrachtete. Ganz besonders schien er sich für mein rotes Halstuch, das aus meinem schäbigen Jackenkragen hervorschaute, zu interessieren.

Er war etwa zweiundzwanzig Jahre alt und hatte ein offenes, ehrliches Gesicht. Er gehörte zu der Art von Männern, denen man hier selten begegnete.

»Was gibt's?« fragte ich ihn.

»Wie fühlst du dich in deinem neuen Halstuch?« entgegnete er.

Es war nicht weise, sich mit einem Fremden in eine Diskussion einzulassen – nicht in diesem Lager mit seinen 2500 Männern. Es gab rohe und gemeine Kerle unter ihnen. Je weniger man mit ihnen zu tun hatte, desto besser war es.

»Wieso interessierst du dich dafür, wie ich mich fühle?« erkundigte ich mich vorsichtig.

»Warum? Weil dieses Halstuch mir gehört; es ist ein Andenken an meine Mutter und wurde mir gestern gestohlen!« antwortete er in scharfem Ton. Dann kehrte er überraschenderweise um und verschwand in der Baracke.

Ich fühlte mich gedrängt, ihm nachzulaufen, denn versuchte ich nicht, hier ein Licht für Jesus zu sein und als Zeuge Gottes zu leben? Ich durfte ihn doch nicht im Glauben lassen, daß ich ihn bestohlen hätte.

Ich erreichte die Baracke, als er die Türe hinter sich schloß, blieb einen Moment zögernd stehen und hörte,

wie er sagte: »Kameraden, ich habe jetzt den Mann gefunden, der mein Halstuch gestohlen hat!«

Da öffnete ich die Türe. Aller Augen richteten sich auf mich. Ich riß das Tuch von meinen Schultern und reichte es dem Mann, der mich verwundert anstarrte und sagte erregt: »Da hast du dein Tuch, aber bitte nimm zur Kenntnis, daß ich kein Dieb bin. Ich habe es auf ehrliche Weise erworben!« Darauf erklärte ich, was passiert war und verließ den Raum, bevor jemand etwas sagen konnte.

Doch dann hörte ich eilige Schritte hinter mir, und eine Hand legte sich auf meinen Arm. Ich schaute mich um: es war der junge Mann mit dem Halstuch in der Hand, der mir gefolgt war. »Es tut mir leid, ich habe mich geirrt, bitte, verzeih mir!« sagte er reuevoll.

Mein Ärger war verflogen. Ich faßte seine ausgestreckte Hand, und wir fingen an, miteinander zu reden. Sein Name war Zdenek. Er wurde einer von jenen, welche in unsern Gebetskreis kamen. Nach mehreren privaten Unterredungen öffnete er sein Herz, und er begann an Jesus zu glauben.

Nach seiner Entlassung heiratete er eine liebenswerte Frau. Sie haben zwei Kinder – und alle vier lieben Jesus. Während ich meine Erinnerungen niederschreibe, liegt einer seiner regelmäßig eintreffenden Briefe vor mir. Er erwähnt darin die dunkelste Zeit seines Lebens, in der er das ewige Gotteslicht hat finden dürfen.

Wie könnte ich die Jahre im Gefängnis bereuen, wenn ich an jene Männer denke, welche zu Jesus gekommen sind. »Niemals, Herr! Dein Name sei gelobt für die Art und Weise, wie du mein Leben gelenkt hast, damit ich dir im Gefängnis dienen durfte!«

16 Bewahrung

»Ich darf zum Herrn sagen: Meine Zuflucht, meine Feste, mein Gott, auf den ich vertraue! (Ps. 91, 2).

Unsere braunen Kleider wurden immer zerschlossener und abgenutzter, und sie waren unbeschreiblich schmutzig. Wenn wir sie auswechseln konnten – was selten geschah – erhielten wir dafür nur andere »saubere« Lumpen. Sie vermochten uns gegen den eisigen Wind nicht zu schützen, der durch das Todeslager blies.

Wir litten sehr, dies um so mehr, als auch das Essen – wenn es diesen Namen überhaupt verdiente – so schlecht war, daß wir es nur mit Überwindung herunterschlucken konnten.

Einmal erhielt die Lagerküche Hunderte von Kaninchen aus einem benachbarten Bauernhof. Wir waren ganz aufgeregt beim Gedanken, daß wir frisches Kaninchenfleisch essen sollten. Aber dann sprach es sich herum, daß es sich um eine besondere Rasse handle, welche um ihres Felles wegen gezüchtet werde. Und – was noch schlimmer war – daß sie krank seien!

Ich war mit anderen Gefangenen dazu bestimmt, die armen Kreaturen zu töten und zu enthäuten. Welch jämmerliches Bild boten die kleinen Kaninchen. Man hatte sie aufeinander geschichtet, und manche waren unter dem Gewicht der andern schon erstickt. Rohe Hände griffe nach ihnen. Die Hinterläufe wurden mit der einen Hand zusammengehalten, während die andere zu einem kräftigen Schlag auf den Hinterkopf niedersauste. Fachmännisch ausgeführt wurde dabei das Genick gebrochen, was den augenblicklichen Tod herbeiführte.

Doch wie oft verfehlten die ungeübten und schwachen Hände das Ziel, und die Tiere litten Todesqualen und Todesängste. Sie wurden wieder und wieder geschlagen, bis sie endlich verendeten.

Wie ein Alptraum verfolgte mich das Bild dieser Schlächtereier. Mir war ganz übel vom Blutgeruch und dem entnervenden Todesröcheln. Am nächsten Tag wäre ich eher gestorben, als daß ich etwas hätte essen können – und schon gar nicht Kaninchenfleisch. Die ausgehungerten Männer aber aßen reichlich. Sie mußten es bitter bereuen. Viele wurden krank, einige bekamen eine Leberkrise. Wie dankbar war ich, daß ich nichts gegessen hatte!

Körperlich bin ich nie stark gewesen, und wenn man mir hier zwei Zementsäcke von je fünfundvierzig Kilo auf die Schultern laden wollte, so brach ich zusammen. Ich versuchte es zwar immer wieder, doch ohne Erfolg. Solche Lasten gingen einfach über meine Kräfte. Andere ja, die schafften es. Wenn ich hingegen mein Tagewerk nicht zur Zufriedenheit der Aufseher erfüllte, wurde meine Essensration gekürzt.

Solange wir einigermaßen gesund waren, vermochten wir die von uns verlangte Schwerarbeit im allgemeinen zu verrichten. Sobald wir krank waren, waren wir hilflos. Auf Pflege hatte nur Anspruch, wer sehr hohes Fieber hatte. Zeitweise war ich zwar schwer krank, aber meine Temperatur blieb tief. So erhielt ich keine Medikamente. Da kam mir Gott zu Hilfe.

Als ich wieder einmal so übel dran war, arbeiteten wir mit Brettern und Balken. Wir stellten Verschalungen für Betonblöcke her. Je ein Gruppenführer war für zehn Männer verantwortlich und hatte den Auftrag, möglichst viel aus ihnen herauszuholen. Der unsrige war ein gutge-

sinnter Mann, und er sah bald ein, daß ich wirklich krank war. Er riskierte es, mir zu helfen. Mit einigen Mitgefangenen grub er ein großes Loch und polsterte es mit Sägespänen aus. Dort konnte ich mich verstecken. Er legte eine Bretterbeige darüber und wünschte mir gute Besserung.

Ich wußte, daß er bestraft würde, wenn man mich entdeckte. Mehr tot als lebendig lag ich in meiner Grube und bemerkte nicht einmal die Ratten, welche über meinen Körper sprangen. Irgendwo in meinem Unterbewußtsein stammelte ich in meinem ohnmächtigen Zustand ununterbrochen: »O Gott, hilf mir, hilf mir doch!«

Der Herr hörte mein Gestammel; er beschützte mich und die andern, welche mir geholfen hatten. Allerdings, ich merkte nichts davon, weil ich tief bewußtlos geworden war.

Ein Aufseher näherte sich mit seinem Polizeihund meinem Versteck. Plötzlich witterte mich das Tier und sprang wild bellend gegen die Bretterbeige. Durch das wütende Gebell aufmerksam gemacht, folgte ihm der Aufseher. Mißtrauisch und vorsichtig untersuchte er die Beige, um die Ursache für die Aufregung des Hundes herauszufinden. In diesem Augenblick sprang eine Ratte unter dem Holzstapel hervor und erschreckte ihn. Der Hund jagte der davonflitzenden Ratte kläffend nach.

»Ach, das war nur eine Ratte, die der Hund aufgespürt hat«, murmelte der Mann und ging weg. Er hätte mich gewiß entdeckt, wenn mich Gott nicht auf solch wunderbare Weise geschützt hätte. Danke, Herr, für die Ratte!

Meine Mitgefangenen hatten den Vorfall ängstlich verfolgt – aus der Ferne. Wie mußten sie aufgeatmet haben, als der Aufseher abzog!

Erst viel später, als es mir wieder besser ging, erzählten

sie mir, was geschehen war. Das gab mir die Gelegenheit, mit ihnen offen über Gott zu sprechen, der mich in so hoffnungsloser Lage ganz offensichtlich bewahrt hatte. Nie werde ich jenes Gespräch, nie die Augen dieser nach Gott dürstenden Männer vergessen, die mit großer Aufmerksamkeit jedes Wort aufsogen!

Obschon sich die Mitgefangenen rührend um mich kümmerten, ging es mir immer schlimmer. Ich wurde jeden Tag kränker. Als der Sonntag nahte, bat ich Gott inständig, er möge es verhindern, daß ich zur Arbeit beordert würde – denn fast jeden Sonntag bestimmte man einige Gefangene zum »freiwilligen Dienst«, der darin bestand, Eisenbahnwagen voll schwerer Sand- und Zementsäcke umzuladen. Ich konnte mich jetzt kaum mehr aufrecht halten und hatte nur den sehnlichen Wunsch zu schlafen, nichts als schlafen . . .

Als dann die Nummern der zum Dienst bestimmten Gefangenen aufgerufen wurden, war die meine nicht dabei. Wie dankte ich für die Gebetserhörung!

Das Wetter war an diesem Sonntagmorgen wunderschön; ich suchte nach einem Platz, wo ich mich niederlegen konnte. Während des Tages war es uns nicht gestattet, die Pritschen zu benutzen. Wer es dennoch zu tun wagte, wurde bestraft.

Meine Beine wollten mich kaum mehr tragen. Ich fürchtete zusammenzubrechen und schleppte mich mühsam, immer nach einem Ruheplatz umschauend, vorwärts. Ich konnte nur noch stöhnen: »O Gott, hilf mir!« Als ich auf meiner Suche an einem Holzstapel vorbeikam, vernahm ich eine Stimme, die mir zurief: »Leg dich nieder!« Verwundert schaute ich mich um. Doch weit und breit war niemand zu sehen und die Baracken waren

auch zu weit entfernt, als daß die Stimme von dort gekommen sein konnte.

»Leg dich nieder!« ertönte es erneut unmißverständlich klar. Diesmal hatte ich den seltsamen Eindruck, daß die Stimme irgendwie aus meinem Inneren erklungen sei. Doch war ich viel zu müde, um weiter darüber nachzudenken und tat ganz einfach, was mir befohlen worden war. Ich streckte meine Glieder am Boden aus, und die strahlende Sonne beschien meinen kranken Leib. Ich schloß die Augen. Und nun überfluteten mich die angenehmsten Gefühle. Es war, als ob das Sonnenlicht nicht nur die Oberfläche meines Körpers bestrahlen, sondern auch durch sie hindurch mein ganzes inneres Wesen durchdringen würde. Bewegungslos lag ich da. Von Minute zu Minute wurde ich stärker. Ich fühlte neues Leben durch meine Adern rinnen. Nun war ich sicher, daß Gott in seiner unermeßlichen Gnade seine heilende Hand auf mich gelegt hatte. Bei Sonnenuntergang war ich vollkommen gesund und konnte dann nach tagelangem Elend wieder zum ersten Mal von ganzem Herzen Gott loben und preisen.

Ich erhielt von Erna wieder einen Brief. Wie viele Monate waren seit dem letzten vergangen? Ich konnte mich nicht mehr erinnern. Ein Aufseher überreichte mir den Brief, und ich versteckte ihn schnell unter meinen Lumpen. Als ich einen ruhigen Platz gefunden hatte, wo ich nicht gestört wurde, nahm ich ihn hervor.

Mein Herz schlug wild. Hunderte von Fragen gingen mir durch den Sinn. Wie ging es Erna? Was machten die Kinder? Ging es allen gut? Wo wohnten sie? Ich hoffte, daß sie nicht mehr im Zelt auf der Wiese lebten. Hatte Erna eine Arbeit gefunden? Verdiente sie genug für die Familie?

Meine zitternden Finger vermochten den Brief kaum zu öffnen. Und als ich ihn schließlich auseinanderfaltete, da – waren fast alle Zeilen von Anfang bis zum Ende vom Zensor mit schwarzer Tinte überstrichen. Nur hie und da waren ein paar kurze Worte stehengeblieben, die keinen Sinn hatten.

»O nein!« schrie es in mir. Ich versuchte wenigstens herauszubringen, wann er geschrieben war. Ich schaute auf die Briefmarke, und zu meinem Erstaunen zeigte der Stempel ein Datum, das anderthalb Jahre zurücklag! Es war unglaublich. Erna hatte mir vor anderthalb Jahren einen Brief geschrieben und ich erhielt ihn erst jetzt.

Ich schaute wieder auf den Brief. An einer Stelle konnte ich den Namen »Jesus« lesen. Und dann weiter unten die Worte »immer derselbe«. Ich verband die beiden Stellen und las: »Jesus – immer derselbe!« Tränen des Glückes fielen auf den Brief. Wenn mich der Zensor auch all der Freude beraubt hatte, welche mir der Brief hätte bringen können, so war er unbeabsichtigt zum Botschafter einer herrlichen Wahrheit Gottes geworden.

Ja, Jesus ist immer derselbe. Diese Worte waren Strahlen des Lichts in einem dunklen Augenblick.

Nicht alle Aufseher waren grausame Leute. Am ärgsten waren die jüngsten, die eine Spezialausbildung für ihre Aufgabe erhalten hatten. Die älteren neigten eher dazu, Mitleid zu haben, hüteten sich aber vorsichtig, ihre Menschlichkeit zu zeigen – aus Angst davor, bestraft zu werden. Ein Gefangener sagte einmal zu einem Aufseher, der ausgesprochen freundlich war: »Wir schätzen Ihre Menschlichkeit sehr . . . « Doch bevor er den Satz vollenden konnte, fuhr ihn der Angeredete ängstlich umherspähend, ob irgend jemand zugehört habe, wütend an: »Hören Sie mit diesem dummen Geschwätz

auf! Verfluchen Sie mich, hassen Sie mich, aber loben Sie mich niemals, sonst steckt man mich auch ins Gefängnis!«

Wie leid tat mir dieser und alle andern Aufseher, die eine Arbeit zu verrichten hatten, die ihrer inneren Überzeugung widersprach. Tatsächlich befanden sich unter den Gefangenen einige, die einst Aufseher gewesen, aber nicht grausam genug vorgegangen waren.

Ein junger Aufseher entdeckte eines Tages unter den Gefangenen seinen eigenen Vater. Das konnte er nicht ertragen, und er wählte den Freitod, indem er sich selbst erschöß . . .

Einen ganz besonders schwierigen Stand hatte ich stets in jenen Wochen, in welchen ein gewisser Ivan Kral Dienst hatte. Er haßte mich sehr – warum wußte ich nicht. Ich war ihm nie zuvor begegnet und hatte nie eine Meinungsverschiedenheit mit ihm gehabt. Und doch verfolgte er mich auf eine perfide Art.

Wenn wir jeweils von der Arbeit zurückkehrten, hungrig und an kalten Tagen durchnäßt und frierend, stürmten wir, sobald wir durch das Lagertor kamen, in unsere Baracken, um das Eßgeschirr zu holen und so schnell wie möglich in der Küche unser Essen zu fassen. Denn je eher man dort war, um so größer und wärmer war die Portion. Später wurde sie kleiner, weil der Koch befürchtete, daß es nicht für alle reichen werde.

Wenn nun jener Ivan Kral Dienst hatte, dann rief er mich gerade dann, wenn ich im Begriff war, in die Küche zu gehen. So ertönte auch an einem bestimmten Herbstabend 1956 über den Lautsprecher der Befehl: »Nummer 014555 zur Pforte!«

»Nein, schon wieder eine verpaßte Mahlzeit!« dachte ich betrübt. Nur zu gut wußte ich, was nun folgen würde.

Ich nahm mein leeres Eßgeschirr und begab mich ins Büro am Lagereingang. Es war immer dasselbe. Kral, ein dicker, kräftiger Mann, saß an einem Tisch und musterte mich hämisch. Während ich in Achtungstellung vor ihm stand, maß er mich erst mit verschlagenen Blicken und feuerte dann seine Fragen ab. Sie bezogen sich alle auf die Bibel; doch stellte er sie so häßlich und lästerlich, daß es meine Ohren beleidigte und mein Herz sich verkrampfte. Hätte er meine Person beschimpft und gedemütigt, hätte es mir weniger weh getan. Aber zu hören, wie er Gott lästerte und den Namen Christi in den Schmutz zog, war grauenhaft! Was sollte ich auf solche Fragen antworten? Was immer ich auch sagen mochte, würde er in abscheulicher Weise verdrehen.

Ich sah, wie nervös seine unruhige Hand mit dem Gewehr spielte, und wußte, daß er mich beim leisesten Ärger erschießen konnte, ohne dafür gerügt zu werden. Es genügte, daß er zu Protokoll gab, ich hätte ihn angegriffen. Die Angst schloß mir die Lippen. Ich war nie ein Held gewesen. Das Ende einer solchen Begegnung verlief immer gleich. Wenn Kral die heiligsten Dinge lang genug durch den Schmutz gezogen hatte, zeigte er gegen die Türe und schrie: »Hinaus!« Er brauchte es nicht zu wiederholen. Vollkommen erschlagen verließ ich das Büro und kam mir so miserabel wie Petrus vor, als er seinen Herrn verleugnet hatte. Warum nur gelang es mir nicht, vor diesem Mann meinen Glauben zu bezeugen?

Draußen wartete ein anderer Aufseher und führte mich in die Dunkelzelle, wo ich die Nacht zu verbringen hatte. Im Sommer war dies noch einigermaßen erträglich, aber im kalten Winter mußte ich die ganze Nacht meine Glieder bewegen, um nicht zu erfrieren.

Ich litt unter schrecklichen Gewissensbissen wegen

meiner Feigheit. Es nützte nichts, daß ich mich vor mir selbst zu entschuldigen suchte, indem ich daran dachte, daß Jesus vor Pilatus auch geschwiegen habe. Am Morgen war ich jeweils schrecklich müde und durchgefroren. Ich wurde dann aus dem Loch entlassen und ohne Essen zur Arbeit geschickt. Das alles geschah drei- bis viermal in der Woche, wenn Kral Dienst hatte.

Aber jetzt, an diesem Herbstabend, geschah etwas Ungewohntes – und zwar in mir. Während ich vor meinem Peiniger stand, hatte ich den Eindruck, ich sei mit einem andern Geist erfüllt. All meine Angst war plötzlich verschwunden, ich konnte ihm in die Augen blicken und hörte mich ruhig und friedlich sprechen, und zwar so, als ob jemand anders aus mir reden und sich meiner Stimme bedienen würde. Ich hörte mich zu ihm sagen, daß man den heiligen Gott nicht ungestraft verspotten könne.

»Sie sind ein grausamer Mann und führen ein sündiges Leben, das Sie ins Verderben bringt. Sie sind ein geistlich blinder Mann; aber Jesus, der Sohn Gottes, der die Blinden heilte, kann auch Sie berühren und Ihre geistliche Blindheit wegnehmen. Dann werden Sie seine Herrlichkeit erkennen. Wenn Sie bereuen wollen, wird Jesus Ihnen vergeben. Wenn Sie an ihn, der für alle unsere Sünden am Kreuz auf Golgatha gestorben ist, glauben, will er Sie retten und Ihnen ewiges Leben schenken.«

Meine Lippen sagten noch mehr. Ich sah, wie seine Gesichtsfarbe wechselte; einmal wurde er scharlachrot, dann wieder schneeweiß. Er sprang auf, setzte sich aber sogleich wieder. Seine Augen durchbohrten mich, und weißer Schaum bedeckte seine Lippen. Aber dessen ungeachtet fuhr ich fort, eindringlich und ruhig von Jesus zu reden. Endlich hörte ich auf. Eine große Freude

bewegte mich, und ich wußte, daß ich bereit war, für meinen Herrn zu sterben.

Kral konnte mir nicht antworten, sondern bellte mir nur sein »Hinaus! Weg von hier!« entgegen. Ich verließ den Raum. Diesmal nahm mich kein anderer Aufseher in Empfang. Und hinter der Bürotüre blieb es vollkommen still. Langsam kehrte ich in meine Baracke zurück. Es blieb mir sogar noch Zeit, etwas zum Essen zu holen. Während ich die kalte Speise aß, lauschte ich angespannt darauf, ob ich nicht erneut aufs Büro zurückgerufen würde. Doch der Lautsprecher schwieg.

Von diesem Tag an ließ Kral mich nie mehr zu sich kommen. Begegnete er mir zufällig im Lager, blickte er mich nicht mehr haßerfüllt an, sondern versuchte, anderswo hinzuschauen.

Welche Freude empfand ich, wenn ich die andern Gefangenen sagen hörte: »Was ist nur mit Kral geschehen? Er hat uns doch immer wie Tiere behandelt. Jetzt ist er ganz anders geworden.« Das war wirklich Balsam für mein Herz. Ich bat Gott, er möge den unglücklichen Mann mit seinem göttlichen Licht erfüllen.

Nie habe ich mit jemandem über den Zwischenfall im Büro gesprochen. Wenn ich erzählt hätte, wie der Heilige Geist mich armes, unvollkommenes Werkzeug gebraucht hatte, um das Herz dieses Aufsehers zu erreichen, hätten sie mich als Helden gepriesen. Ich aber wußte nur zu gut, daß in mir selbst keine Spur von Heldentum vorhanden war. Gott allein gebührte alle Ehre!

Ein paar Monate später wurde ich aus dem Todeslager entlassen. Kral habe ich nie wieder gesehen, aber oft habe ich für ihn, noch während vieler Jahre, gebetet. Ich hoffe zuversichtlich, daß ich ihm einmal im Himmel begegnen werde.

17 In Gottes Hand

»Siehe, auf meine Hände habe ich dich gezeichnet« (Jes. 49, 16).

Sein Name war Svoboda, was Freiheit bedeutet; doch Vaclav Svoboda war alles andere als ein freier Mensch. Er hing mit allen Fasern seines Herzens an den materiellen Gütern dieser Welt, ein großer, robuster Mann in den Sechzigerjahren. Mit gebeugtem Kopf und beladenem Herzen ging er durchs Lager. Er besaß mehrere Juweliergeschäfte und war ein reicher Mann. Doch nun lebte er, als Staatsfeind, verhaftet, im Lager.

Wann immer wir uns auf dem Gelände begegneten, stellte er mir stets dieselben Fragen: »Josef, glaubst du, daß ich meinen Besitz jemals zurückerhalte? Du weißt ja, ich bin immer ein ehrlicher Mann gewesen. Seit meiner Jugend bin ich ein Handwerker«, und aufgeregt gestikulierend fuhr er fort: »Alles, was ich besitze, habe ich mit diesen Händen und mit diesem Kopf erworben; Josef, sage mir doch, was du von den gegenwärtigen Umständen denkst!« Er betrachtete mich mit sehnsuchtsvollen Augen und erwartete eine aufmunternde Antwort.

Armer reicher Mann! Wie tat er mit leid. Ich versuchte ihn wohl zu trösten, so gut ich es vermochte. Einmal sagte ich ihm ganz offen: »Vaclav, warum machst du dir so viel Kummer? Irdischer Besitz kann dir keinen Herzensfrieden geben. Denke doch lieber an Gott und seine wunderbare Liebe zu dir. Öffne ihm dein Herz und vergiß deinen Reichtum. Bitte Jesus um Sündenvergebung, dann wirst du Frieden empfangen.«

Diese Worte ärgerten ihn. »Laß mich allein!« schrie er mich an. »Ich will so etwas nicht mehr hören. Ich bin kein Sünder! Wenn alle so wären wie ich, dann sähe es auf der Welt anders aus!« Erzürnt kehrte er mir den Rücken. Aber bald kam er wieder zu mir und wollte ermutigt werden.

Obschon ich fest für Svoboda betete, lehnte er alles, was ich von Gott zu ihm sagte, entschieden ab. Ungeduldig wartete er auf den Abschluß seines Gerichtsverfahrens.

Als eines Tages endlich das offizielle Schreiben eintraf, öffnete er den Briefumschlag mit zitternden Händen. Wir Barackengenossen schauten ihm gespannt zu. Plötzlich entglitt das Schreiben seinen Händen. Er hielt sich am Stuhl fest, brach zusammen und – war tot! Wir lasen den Brief. Dort stand: » . . . verurteilt zu zwanzig Jahren Arbeitslager und Beschlagnehmung all Ihres Eigentums.«

»Armer, armer Svoboda!« dachte ich. »Welch irreführenden Namen hast du getragen – Freiheit! Was bedeutet jetzt aller Reichtum für dich? Wo bist du jetzt? Du, der so sehr an die Güter dieser Welt gefesselt warst? O Gott, sei ihm gnädig!« seufzte ich.

Ich hatte einen guten Freund – Andreas. Heute ist er beim Herrn im Himmel, den er so sehr liebte.

Oben in den Bergen beim Arbeiten hatte ich ihn kennengelernt. Wir hatten uns alle mit Papier und Lumpen – was immer wir auftreiben konnten – zum Schutz gegen die eisigen Winde das Gesicht verhüllt. An jenem Tage war ich den Wasserträgern zugeteilt. Jedem von uns war ein hölzernes Joch mit zwei Eimern über die Schultern gelegt worden. In einem Kilometer entfernten Teich wurden die Kübel aufgefüllt, und unsere Aufgabe

bestand darin, das Wasser ins Lager zu tragen und dort in ein großes Bassin zu leeren. Es war Schwerarbeit. Je länger sie dauerte, desto langsamer bewegten sich unsere müden Leiber hügelab, hügelab.

Als ich so langsam vor mich hinging, wurde ich plötzlich auf einen Laut aufmerksam. Was war das nur? Ich schaute auf und bemerkte, daß der Ton von einem Mann kam, der in der Gegenrichtung ging. Er summt eine mir bekannte Melodie! Wie gut kannte ich das Lied! »O wie süß klingt Jesu Name.«

Es blieb mir nur ein Augenblick, um den Mann anzusehen und mir sein Gesicht zu merken, was gar nicht leicht war, weil er es wie alle andern fast ganz verhüllt hatte. Am Abend machte ich mich auf die Suche. Würde ich ihn wiedererkennen? Endlich entdeckte ich ihn.

»Hallo«, sagte ich so leise, daß nur er mich verstehen konnte. »Ich hörte Sie heute eine Melodie summen.« Da zeichnete sich Angst auf seinem nun unverhüllten Gesicht, und mit forschenden Augen musterte er mich. »Ich erkannte das Lied, weil wir es in unserer Kirche auch gesungen haben«, sagte ich sofort, um ihn zu beruhigen.

»Sind Sie denn auch ein Christ?« fragte er überrascht. Es blieb mir kaum Zeit, um seine Frage zu bejahen und einen Ort abzusprechen, wo wir uns treffen konnten; denn schon hatte uns ein Aufseher bemerkt und weiterzugehen befohlen.

Am selben Abend noch fand ich heraus, daß Andreas ein wunderbarer, aufrichtiger Gottesmann war. Er war Bauer, stammte aus dem östlichen Teil des Landes und war schon über siebzig Jahre alt. Seine Augen glänzten so freundlich, daß er viel jünger aussah. Welche gesegneten Augenblicke verbrachten wir! Wir hatten hier, in diesem Lager, zwar keine Gebetsecke. So hatten wir uns ange-

wöhnt, mitten auf dem offenen Gelände stehen zu bleiben. Wir befanden uns dann weit genug von den Baracken entfernt, um von den andern nicht gehört zu werden, und nahe genug bei den Wachttürmen, um gesehen, aber auch von den Wachhabenden nicht verstanden zu werden. Die Hände in den Taschen, schauten wir hierhin und dorthin und taten, als ob wir ein Gespräch führten; in Wirklichkeit aber beteten wir zusammen. Ich wurde immer wieder sehr gesegnet. Andreas hatte ein Herz, das mit »Strömen lebendigen Wassers« gefüllt war.

Sein Bauernhof, den er mit Erfolg bewirtschaftet hatte, war konfisziert worden. Die Familie war weggezogen, um sich anderswo den Lebensunterhalt zu verdienen, und ihn hatte man verhaftet. Wir waren während mehrerer Monate gemeinsam im Lager. Noch heute danke ich Gott dafür, daß ich ihn gerade in der Zeit habe finden dürfen, als ich selbst Mühe hatte und Seelsorge benötigte.

Jahre später, als ich wieder daheim war, stand er eines Tages vor unserer Wohnungstüre, bleich und mager; aber seine Augen leuchteten wie eh und je. Wie freute ich mich über das Wiedersehen! Er war den weiten Weg aus der Slowakei gekommen, um den Präsidenten um eine Rentenzulage zu bitten. Ich begleitete ihn zum Gebäude. Dort wurden wir von Büro zu Büro geschickt, bis schließlich meinem Freund zugesichert wurde, daß er schriftlichen Bescheid erhalten werde. Sechs Monate später schickte man ihm eine kleine Aufbesserung. Doch er brauchte sie nicht mehr; denn Gott hatte ihn inzwischen heimgeholt und ihm die himmlische Belohnung gegeben. Dort wartet er auf mich, dessen bin ich sicher.

Ich weiß nicht weshalb, doch oftmals, wenn wir Gefangene irgendwohin transportiert wurden, jeweils zwei

aneinandergekettet, traf ich mit einem großen, hagern Mann zusammen. Er hieß Stefan und war Priester in einer kleinen, armen Landgemeinde gewesen, ein wohlgesinnter, lieber Gefährte. Auf dem Seminar hatte er eine gute Ausbildung genossen und war bewandert in Kirchengeschichte und Lehre. Ich freute mich jeweils sehr, wenn wir allein waren und uns unterhalten konnten.

Oftmals bat er mich, nachdem wir eine Weile gesprochen hatten: »Josef, würdest du mir nicht ein Heilsarmeelied singen?« Gerne erfüllte ich seinen Wunsch, wußte ich doch die meisten Lieder auswendig. Wie oft sang ich sie auch zu meinem eigenen Trost, wenn ich zu Zeiten für Wochen und Monate in Einzelhaft saß.

Einmal fragte ich Stefan: »Weshalb willst du Heilsarmeelieder hören?« Er wurde für eine Weile still und sagte dann: »Ich verstehe, weshalb du fragst. Wir haben ja auch viele schöne Lieder. Aber es gibt da einen gewissen Unterschied; in deinen Liedern lebt etwas, das mein Herz berührt und meinen Geist froh macht!«

Wie dankbar war ich Gott dafür, daß ich Stefan ermutigen durfte, und so sang ich mit noch tieferer Überzeugung für ihn. Ich verstand ihn gut. Seine ganze religiöse Erziehung und seine Studien boten ihm keinen Ersatz für die persönliche Beziehung zu Jesus Christus, die ihm fehlte. Wie notwendig hatte er doch eine Berührung durch den Heiligen Geist, damit er zu sehen vermochte, daß der Weg zu Herzensfrieden und Glückseligkeit in Jesus verborgen liegt.

Die Tage waren heiß und trocken. Tiefe Risse klafften in der Erdoberfläche. Ich erhielt den Befehl, ein großes Loch für den Mast einer Hochspannungsleitung auszuheben. Der harte Boden machte die Arbeit schwierig. Die

Schaufel war schwer, und nur unter größter Anstrengung konnte ich, unterernährt wie ich war, meine Arbeit verrichten. Wie sehr sehnte ich mich nach einem Tropfen Wasser. Doch war mir klar, daß es mir nur schlechter ging, wenn ich an meine Leiden dachte. So konzentrierte ich mich auf das Graben.

Langsam kam ich vorwärts, und schließlich war ich tief genug, daß ich aufrecht stehen konnte, ohne über den Rand hinweg gesehen zu werden. Ich hielt für eine Weile inne und überlegte, wieviel noch zu tun wäre. Doch konnte ich den Gedanken nicht zu Ende führen, denn ein harter Erdklotz löste sich vom Rand, fiel auf mich und drückte mein Bein an die Wand. Ich versuchte mich zu befreien, ohne Erfolg. Instinktiv schaute ich mich nach irgendeinem Hilfsmittel um und sah zu meinem Entsetzen, daß die Risse in der Wand größer wurden. Ein zweiter Erdklumpen begann sich zu lösen.

Verzweifelt versuchte ich mein Bein freizubekommen, aber es war unmöglich. Mit dem Spaten wollte ich die Erdscholle zerkleinern. Ich war zu schwach dazu. »Hilfe, Hilfe!« schrie ich. Doch niemand konnte mich hören; ich war zu weit abseits von den andern. Der Spalt über mir wurde größer. Jeden Augenblick konnte die Erdmasse abbrechen und auf mich stürzen und vielleicht sogar unter sich begraben!

In meiner Not betete ich: »O Herr, hilf mir!« Da gab die Wand nach, und harte Klumpen und Steinbrocken fielen herunter. Ein scharfer Schmerz durchzuckte mein Bein, und ich dachte, daß ich ohnmächtig würde. Dann löste sich ein großer, schwerer Brocken von der Wand, fiel genau vor mir nieder, bewegte den Erdklumpen, der mein Bein festhielt, und – ich war frei! Mit letzter Kraft – die Schmerzen waren fast unerträglich – stieg ich so rasch ich konnte aus der Grube. Dann stürzten die Wände ein.

Da, wo ich Sekunden zuvor gestanden hatte, lag ein Haufen von Erde und Steinen. Ich fiel zu Boden. Mein Bein schwoll rasch an, und ich konnte keinen Schritt mehr tun. Von weitem sah mich der Aufseher am Boden liegen und schrie mir zu, ich solle an die Arbeit zurückkehren. Ich konnte mich nicht bewegen. Er kam nun angerannt. Ein Blick auf mein Bein war genug; er rief einige Männer herbei, die mich wegtrugen. Ich hatte große Schmerzen, doch pries ich Gott dafür, daß er meinen Hilferuf auf solch wunderbare Weise beantwortet hatte. Ich bin bis auf diesen Tag davon überzeugt, daß er mein Leben gerettet hat.

Gott war gut zu mir, das erlebte ich auch in jener Nacht, die ich als Strafe auf dem Barackendach verbrachte. Und das kam so:

Die Sonne schien warm, der wohlduftende Wind, der von den Bergen herunterkam, war kühl und erfrischend, als wir am späten Nachmittag ins Lager zurückkehrten. Nach dem Essen setzten wir uns zusammen und plauderten. Ich hatte nicht die Absicht, über den Glauben zu diskutieren, doch als das Gespräch in diese Richtung ging, holte ich meine »Bibel« aus dem Versteck hervor. Ich nannte sie Bibel, doch war sie nichts anderes als Stücke braunen Papiers von Zementsäcken, welche ich zu einem Notizbuch zusammengefaltet hatte. Darein hatte ich ein paar Bibelverse geschrieben, welche ich auswendig kannte. Während ich vorlas, wurde die Türe mit einem heftigen Knall geöffnet. Ich versuchte mein Heft zu verstecken, doch es war zu spät. Der Aufseher stürmte auf mich zu und entriß es mir. Dann, nachdem er gesehen hatte, was es enthielt, befahl er uns auf das Dach der Baracke zu steigen und dort Achtungstellung anzunehmen.

Es war nicht leicht auf dem schiefen Dach zu stehen, doch wir trugen nicht schwer daran, waren wir doch viel härtere Strafen gewohnt. Der Abend kam, und ich sah, wie der wundervoll blaue Himmel langsam purpurfarbig wurde und dann ins Dunkelblau der Nacht überging. Zahllose Sterne glitzerten über uns. Wenn ich meinen Kopf nach rückwärts neigte und in die unendliche Tiefe schaute, dann empfand ich die Größe des Weltalls. Ich dachte an den Patriarchen Abraham, der auch zum Himmel und zu den Sternen emporblickte, als er seine wunderbaren Verheißungen empfing. Und geradeso wie Abraham Jahrhunderte zuvor, so stand ich in Ehrfurcht da vor der Majestät Gottes. Nein, jene Nacht, die ich auf dem Dach verbrachte, war keine Strafe. Gott wandelte sie um in Segen.

Eines Abends erscholl über den Lautsprecher der Befehl: »Nummer 014555, halten Sie sich morgen früh um 5 Uhr bereit zur Versetzung!«

Ich? Wohin? Warum?

Gründe wurden keine angegeben – doch zwei Tage später befand ich mich in einem anderen Gefängnis – und zwar in Brünn. Ich wurde in eine abgelegene Abteilung verwiesen. Meine Zelle war sehr eng. Gegenüber dem Fenster erhob sich eine hohe Mauer, die den größten Teil des Tageslichtes verdeckte. Der Raum war so klein, daß ich ihn mit drei Schritten durchmessen konnte. Viele, viele Wochen verbrachte ich zwischen diesen Wänden und bekam von menschlichen Wesen nichts zu sehen als die Hand des Wärters, die mir durch die Luke an der Türe das Essen hereinschob. Wie langsam, langsam zerrann die Zeit! Ich kam wie ein eingesperrtes Tier vor.

Um die Zeit auszufüllen und den Geist zu beschäfti-

gen, sang ich alle Lieder, die ich auswendig konnte. Ich versuchte sogar selber Melodien zu komponieren. Eine meiner Lieblingskompositionen war ein kleiner englischer Refrain; ich sang ihn immer und immer wieder. Mein Englisch war zwar dürftig, aber das Singen in einer Fremdsprache veränderte ein wenig die Zellenatmosphäre und tat mir wohl. Der Refrain sprach von Jesus, der zur mir gekommen war und mein Leben in Ordnung gebracht hatte, als ich einen verlorenen Kampf gegen die Sünde führte. »Nun singt mein Herz von seiner Herrlichkeit, und meine Tage sind helle«, schloß er. Während ich diese Worte sang, schritt ich der Wand entlang, hin und her, und schlug mit der einen Hand im Takt an die Wand, mit der anderen auf meinen Schenkel. Wahrscheinlich habe ich in all jenen Wochen zu heftig geschlagen, denn bis auf den heutigen Tag ist mir davon ein Andenken geblieben – ein nicht mehr wegzubringender blauer Fleck auf dem rechten Oberschenkel.

Doch gerade in dieser schmalen Zelle erlebte ich Gott auf eine außerordentliche Weise. Jeden Tag fiel um die Mittagszeit ein wenig Sonnenlicht in der Form eines Dreiecks auf den Fenstersims. Der helle Fleck blieb nur während zwei bis drei Minuten, dann verschwand er wieder. Ich legte stets meine Hand hin, um die Wärme der Strahlen zu fühlen, und ich hatte dabei den Eindruck, daß Gottes Hand mich berühre. Diese kurzen, köstlichen Augenblicke wurden mir zur Andacht. Wie stark empfand ich da Gottes Nähe.

Als ich wieder einmal wie gewöhnlich am Fenster auf den warmen Gruß aus der freien Welt wartete, erlebte ich eine arge Enttäuschung; ich wartete vergeblich, die Sonne schien gar nicht. Auch am nächsten Tag ließ sie sich nicht blicken, ebensowenig am dritten. Endlich wurde mir der Grund dafür bewußt, als wilde Herbst-

stürme durch das Land brausten und ich einen Streifen des tiefverhangenen Wolkenhimmels sah.

Meine Zelle erschien mir grauer als je zuvor. An einem dieser Herbsttage kam ich mir allein und verlassen vor, und als ich an meine Frau, an die Kinder und das Heim dachte, rannen mir Tränen über die Wangen. »Sieht Gott wohl meine Not? Versteht er meinen Schmerz? Kann er mir irgendwie helfen?«

Plötzlich fiel etwas auf den Fenstersims. Der Wind hatte durch die Gitterstäbe ein kleines Ahornblatt geweht. Ich erhaschte es und staunte über seine wundervolle Farbenpracht. Das war ein Gruß aus einer anderen Welt! Seit Monaten hatte ich keinen einzigen grünen Grashalm gesehen! Ein ganz besonderes Gefühl, die himmlische Gegenwart meines Schöpfers, erfüllte mein Herz. Ich preßte meine Lippen auf das Blatt. Lange, lange betrachtete ich voll Dankbarkeit diesen kleinen Gottesboten und lauschte der Stimme in meinem Innern:

»Dieses kleine Ahornblatt ist das Werk des Allmächtigen und verkündet sogar in dieser Zelle seine Herrlichkeit. Siehst du die schönen Farben – gelb, braun, grün und rot? Derselbe Gott, der dieses Blatt, das vor wenigen Wochen noch grün war – in solche Farbenpracht verwandelte, vermag auch die Geschicke deines Lebens zu verändern. Vertraue ihm und warte auf seinen Willen!«

Flüsternd sank ich auf die Knie: »Hab Dank, himmlischer Vater, für diesen lebendigen Beweis deiner Liebe und Fürsorge!«

Ich streichelte das Blatt auf meiner Handfläche und blickte wieder durch die Gitterstäbe an die gegenüberliegende Wand. Sie war gar nicht mehr so grau; Gott hatte mich besucht, in Form eines Ahornblattes, das mich noch während Wochen erfreute und wofür ich immer wieder danken mußte.

1947 war ich in England gewesen und hatte an der Internationalen Offiziersschule an einem Kurs für Jugendarbeiter teilgenommen. Jetzt, wenn ich niedergeschlagen war, dachte ich gerne an die gesegnete Zeit zurück. Jener Aufenthalt hatte mir viel Gewinn und wertvolle Bekanntschaften gebracht. Voller Hochachtung erinnerte ich mich der vielen Delegierten, die aus den verschiedenen Teilen der Welt gekommen waren: So viele Sprachen, so manche Hautfarbe, und doch alles prächtige Leute, Christen voller Liebe zu den Mitmenschen.

Ich hatte jetzt mehr als genug Zeit, mir in Erinnerung zu rufen, was sie über machtvolle Gotteserlebnisse und wunderbare Lebensführungen erzählt hatten. Nie hätte ich Grund gehabt, auch nur zu ahnen, daß mir diese Ausbildungszeit zum Verhängnis werden und außerordentliche Leiden eintragen würde. Aber gerade dies traf nun ein: Ich wurde zum Verhör gerufen, und dabei erfuhr ich den Grund meiner Versetzung aus dem Gefangenenlager hierher ins Gefängnis:

Zwei Geheimagenten nahmen mich in die Zange: »Stimmt es, daß Sie zu einer Spezialausbildung in England gewesen sind?«

»Ja, das ist richtig«, antwortete ich und erklärte, um welche Art von Ausbildung es sich gehandelt hatte.

Einer der Agenten zeigte mir ein Gruppenbild der Kursteilnehmer. Man hatte es nach der Verhaftung mit all meinen persönlichen Sachen konfisziert. »Was sind das für Leute?« wurde ich gefragt, »und wo wohnen sie jetzt?«

Ich sagte alles, was ich wußte; es gab nichts zu verbergen. »Sagen Sie uns die Wahrheit! Wir wissen, daß Sie ein Spion sind!« Ich ließ mich nicht verwirren: »Nein, ich bin kein Spion! Mein einziges Ziel ist es immer

gewesen, Jesus Christus zu verkünden und nichts anderes!«

Sie glaubten mir nicht. Während vieler Stunden versuchten sie, mich mit allen möglichen Tricks dazu zu bringen, ihren Lügen zuzustimmen. Als all ihre Bemühungen nichts fruchteten, sperrten sie mich in einen unterirdischen Keller, wo ich zwei lange Monate in vollkommener Dunkelheit verbrachte.

Die Lebensbedingungen waren grauenhaft. Es war mir verboten, mich auf den Boden zu setzen. Ich mußte der Türe gegenüber an die Wand gelehnt stehen. Wenn ein Wärter das Guckloch öffnete, zündete eine automatische Lampe direkt in meine Augen, so daß man sehen konnte, ob ich am befohlenen Platz stand oder nicht.

Manmal wurde ich ohnmächtig und fiel zu Boden. Der Wärter eilte dann, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, herbei, behandelte mich mit Fußtritten und befahl mir, mich im Wachsein zu üben. Ich versuchte das so gut und so lang ich es vermochte. Wenn mich die Kräfte auch immer wieder verließen, so gab es der Wärter doch nicht auf und stellte mich jedesmal wieder an die Wand.

In dieser vollständigen Dunkelheit wurde kein geregelter Zeitplan eingehalten; das Essen wurde irgendeinmal gebracht, gelegentlich konnte ich mich für kurze Zeit auf der Matratze ausruhen. Ich verlor jegliches Zeitgefühl und hatte keine Ahnung, ob es Tag oder Nacht, Werktag oder Sonntag sei.

Nach einigen Tagen erleichterte mir einer der Wärter das Los, indem er etwas Lärm machte, wenn er sich der Zelle näherte. So blieb mir Zeit, mich aufzurichten und an die Wand zu stellen, bevor er mich kontrollierte. Das war zwar nur ein kleines Entgegenkommen, aber wie dankbar war ich ihm – und Gott dafür.

18 Der große Arzt

»Und Jesus ging umher . . . heilte jede Krankheit und jedes Gebrechen« (Matth. 4, 23).

Viele Wochen verstrichen, bis ich endlich aus diesem schrecklichen Verließ herauskam und ins Arbeitslager zurückgeschickt wurde. Ich war in einem miserablen Zustand. Meine Gesundheit war zerrüttet, ich hatte eine graugrüne Gesichtsfarbe und kam mir wie ein aus dem Grabe Entstiegener vor.

Ich wurde ans Licht und an die frische Luft geführt. Oh, wie brannten meine Augen! Unaufhaltsam flossen die Tränen, was mir noch mehr Schmerzen brachte. Ich konnte das Tageslicht nicht ertragen und verdeckte die Augen mit den Händen. Aber schlimmer noch war der stechende Schmerz in meiner Brust. Die Lungen taten mir weh, ich hustete und rang nach Luft. Schwach und schwindlig lehnte ich mich an eine Wand, um nicht umzufallen.

Dann verluden sie mich in ein Lastauto, in dem es fast so dunkel war wie in der Zelle. Für die brennenden Augen war das eine Wohltat, jedoch nicht für meine Brust. Ein ekelerregendes Gefühl stieg in mir hoch, als ob ich all mein Blut ausspucken müßte. Je übler mir wurde, um so tiefer versuchte ich zu atmen. Keuchende Krämpfe und stechende Schmerzen schüttelten mich abwechslungsweise. »O Gott, werde ich jetzt sterben? Hilf mir, Herr, mein Gott, denk an mich!« betete ich.

Und wie so oft schon ließ mich Gott auch diesmal nicht im Stich. In einer liebevollen Art und Weise kam er mir entgegen: Wie jedem Gefangenen, der versetzt wurde,

hatte man auch mir ein kleines Eßpäckchen mitgegeben. Es enthielt immer dasselbe – eine dünne Brotscheibe mit etwas Käse. Aber diesmal hatte ich eine eigenartige Ahnung, daß der Proviant noch etwas anderes enthielt. Als ich nun auspackte, konnte ich zwar nicht sehen, was im Papier war, doch stieg ein bekannter Geruch in die Nase, den ich während Jahren nicht mehr gekostet hatte. Es gab keinen Zweifel mehr: eine Scheibe Schinken lag dabei! Es war, als ob Gott selbst meine Hand zum Munde führe. Ich biß ein kleines Stückchen ab und kostete es auf der Zunge, bevor ich es herunterschluckte. Sobald ich das getan hatte, empfand ich Erleichterung. Ich nahm einen weiteren Bissen, und ein zunehmendes Wohlbehagen löste die stechenden Brustschmerzen ab. So genoß ich Stücklein um Stücklein, bis die ganze Scheibe aufgegessen war. Wie dankbar war ich für diese Überraschung!

Aber Gott hielt an diesem Tag, es war Samstag, noch mehr Überraschungen für mich bereit. Nach mehreren Stunden hielt das Auto plötzlich an. Der Motor tuckerte noch ein paarmal, dann stellte er ganz ab. Die beiden Wächter waren beunruhigt, als ihnen der Chauffeur mitteilte, daß man das Fahrzeug reparieren müsse, was jedoch nicht vor dem Montag möglich wäre, da über den Sonntag sämtliche Garagen geschlossen seien.

Ich fragte mich, was nun geschehen würde und hörte, wie sich die Wächter besprachen. Sie kamen dann zur Wagentüre, schlossen auf, hießen mich herauskommen und führten mich weg. Meine Augen begannen im grellen Sonnenlicht wieder zu brennen. Ich konnte aber doch erkennen, daß wir den Weg nach einer kleinen Ortschaft eingeschlagen hatten. Während wir uns ihr näherten, wurde mir klar, was die Wächter im Sinne hatten. Sie gedachten, die Wartezeit bei ihren Familien

zuzubringen und mich unterdessen in einem örtlichen Gefängnis in Gewahrsam zu geben.

Wir erreichten das ländliche Gefängnis. Welch ein Unterschied zu den riesigen Anlagen, in denen ich die letzten Jahre zugebracht hatte! Es gab da nur eine einzige Zelle – mit einer guten Matratze! Der Wärter war ein alter Mann und seine Frau eine nette, freundliche Person. Sobald die Wächter außer Sicht waren, kam die Frau in meine Zelle und erkundigte sich nach dem Grund meiner Haft. Ich erzählte ihr meine Geschichte und sprach – wie hätte ich schweigen können? – auch von Jesus.

Ich glaube, daß es ihre Idee war, als etwas später der Mann erschien und sagte: »Weshalb sollten Sie in dieser Zelle bleiben, wenn draußen die Sonne scheint? Wollen Sie nicht zu uns in den Garten kommen?«

Im Garten, draußen sein? Selbstverständlich wollte ich das! Und so saß ich mit geschlossenen Augen unter dem Kirschbaum und versuchte, nur ganz leichte Atmzüge zu machen, damit meine Lunge nicht zu sehr brannte. Die würzige, frische Luft betäubte mich fast. Mit der Zeit schlief ich in dieser friedlichen Atmosphäre ein. Als die Abendschatten heraufzogen, wachte ich auf und erkannte mit Freude, daß ich immer noch im Garten saß. Ich schaute mich um – und der Gedanke zu fliehen überfiel mich jäh. Es wäre leicht gewesen, hinwegzuschleichen. Doch wohin hätte ich gehen sollen? Ich wußte, daß die Grenzen geschlossen waren und streng bewacht wurden. Stacheldrahtverhaue, hinter denen ein verminter Streifen Niemandsland lag, riegelten unser Land ab.

Doch der Hauptgrund, der mich davon abhielt, die Gelegenheit zur Flucht zu ergreifen, war das alte Ehepaar. Man hätte es unweigerlich an meiner Statt festge-

nommen. Das konnte ich nicht auf mich nehmen. Und tief in meinem Innern hörte ich wieder die Stimme, die ich damals in jener kalten Winternacht in den Bergen vernommen hatte: »Du fragst mich immer, weshalb du hier sein mußt. Wegen diesem Mann und seinesgleichen!«

»Ja Herr«, antwortete ich auch dieses Mal, »ich will da sein, wo du mich haben willst!« Am Montagmorgen kamen die Wächter und luden mich in den reparierten Wagen, in dem wir unserem Ziel, dem Arbeitslager, entgegenrollten.

Hier erhielt ich eines Tages Nachrichten von Miroslav. Ein neuer Gefangenentransport war angekommen, und einer der Neuen kam in unsere Baracke, als ich auf meiner Pritsche in der Ecke saß. Er sprach mit dem Gefangenen, der der Türe am nächsten war, und der wandte sich an mich: »Josef, hier fragt jemand nach dir!« Der Fremde schlug mir vor, hinauszugehen, um ungestört sprechen zu können. Als wir uns genug weit von den Baracken entfernt hatten, blieb er stehen und sagte mit bewegter Stimme: »Sie haben mir vor Jahren mein Leben gerettet, und erst heute habe ich Gelegenheit, Ihnen dafür zu danken!« Er faßte mit beiden Händen nach meiner Hand, ich aber schaute ihn verwundert an und suchte auf seinem Gesicht vergeblich nach bekannten Zügen.

»Sie irren sich sicher, ich glaube nicht, daß ich Sie jemals angetroffen habe«, erklärte ich ihm. Er blieb eine Weile still und sagte dann in herzlichem Ton: »Nein, es ist kein Irrtum. Kennen Sie Miroslav?«

»Miroslav? Natürlich kenne ich ihn, aber —«

»Ich bin sein Freund, der Förster. Das Geständnis, das Sie damals für ihn geschrieben und worin Sie die Wahr-

heit über mich klargestellt haben, rettete mein Leben. Anstatt aufgehängt zu werden, wurde ich zu fünfundzwanzig Jahren Arbeitslager verurteilt, so daß ich immer noch die Hoffnung habe, eines Tages zu meiner Familie zurückkehren zu können.«

Die Freude überwältigte mich, und ich umarmte ihn, schüttelte seine Hände und erzählte ihm, wie wunderbar es sei, mit Jesus zu leben. Wir beteten zusammen und priesen Gottes Liebe und Gnade.

Heute, da ich diese Erlebnisse niederschreibe, sind beide, der Förster und Miroslav, wieder bei ihren Familien. Beide wurden vorzeitig aus der Haft entlassen. Gott hat sie auf wundervolle Weise geführt und für sich gewonnen.

Im Lager gab es werktags einmal und sonntags zweimal Appell. Dazu mußten alle 2500 Gefangenen antreten und sich rund um das Gelände in fünf Reihen aufstellen. Die Aufseher, die die Namen verlasen, standen in Gruppen in der Mitte des Feldes. Sehr oft fehlte einer oder es fehlten auch mehrere der Aufgerufenen. Wir hatten zu warten, bis der letzte abgelesen war. Am Schluß durchstöberten die Aufseher die Baracken nach den Vermißten. Wer geschlafen oder sich versteckt hatte, wurde streng bestraft.

Oft geschah es aber, daß sie in den Baracken einen Gefangenen an einem Dachsparren aufgehängt vorfanden, oder daß ihnen beim Eintritt in die Zelle von einer Pritsche her Blut entgegenrann. Sie trugen dann den leblosen Körper des Gefangenen, der sich aus Verzweiflung erhängt oder die Pulsadern aufgeschnitten hatte, hinaus. Diese Selbstmorde stimmten mich stets traurig. Wenn ich nur den Kummer der Betroffenen gekannt hätte, wie gerne würde ich ihnen von Jesus erzählt haben,

der uns die Möglichkeit schenkt, auch die schrecklichen Situationen eines Lagers durchzustehen.

An einem Sonntag – wir waren wie gewöhnlich zum Appell angetreten und diesmal fehlte keiner – erscholl plötzlich vor dem Endsignal über den Lautsprecher die rohe, heisere Stimme des Lagerkommandanten. Wir merkten, daß er betrunken war – es war nicht das erste Mal. In diesem Zustand wurde er ein Sadist. Nichts Gutes ahnend warteten wir gespannt auf das, was jetzt kommen würde.

»Männer«, brüllte er, »ihr wißt alle, daß ich laut dem Reglement dieser Besserungsanstalt oft gezwungen bin, Strafmaßnahmen zu verhängen. Das geschieht meistens dann, wenn einer eurer Genossen zu mir kommt und rapportiert, was ihr über unseren Befreier Stalin und über die führenden Männer unseres Staates sagt. Ich nenne Euch jetzt den Namen eines solchen Verräters; ich bin sicher, daß ihr genau wißt, wie man solche Leute behandelt!« Und dann nannte er einen unserer Mitgefangenen.

Zuerst blieb alles ganz still, niemand bewegte sich. Mir war sofort klar, was der Kommandant bezweckte. Er erhoffte sich von der Reaktion auf seinen indirekten Befehl ein sadistisches Vergnügen. Bevor ich mit dieser Überlegung zu Ende war, bewegte sich eine Menschenmasse gegen die Mitte des Feldes; die Leute liefen immer schneller, rannten zuletzt und schrien wild durcheinander. Der Pöbel umringte den Verräter. Nun sah ich, wie ein menschlicher Körper in die Luft geworfen und mit Fäusten traktiert wurde, dann stießen sie ihn mit den Füßen wie einen Fußball umher.

So schnell wie alles angefangen hatte, hörte es auch wieder auf. Die Männer kehrten in die Reihen zurück – auf der Mitte des Feldes lag ein zerrissenes Bündel

brauner Lumpen, der zerbrochene, blutige Leib des Zuträgers.

Von meinem Platz aus erkannte ich den Mann, obschon sein Gesicht furchtbar zerschlagen und zerquetscht war. Er hatte mich oft beobachtet, wenn ich ruhig mit anderen Gefangenen gesprochen oder mit einem Bleistift etwas aufgeschrieben hatte. Das hatte mir jedesmal Einzelhaft oder Sonntagsarrest ohne Essen eingetragen. Er war wirklich ein charakterloser Kerl. Aber als ich ihn jetzt hier, beinahe leblos, liegen sah, tat er mir doch leid: War Jesus nicht auch für ihn gestorben? Hatte ich ein Recht, ihn zu verdammen?

Diese Gedanken veranlaßten mich, vorwärtszugehen, aber jemand, der meine Absicht erkannte, faßte mich am Arm und hielt mich zurück. »Bist du verrückt?« flüsterte er mir zu, »willst du ebenso mißhandelt werden. Schau dir diese racheschnaubenden Männer an, auch du wirst getötet!«

Er hatte recht. Die Atmosphäre war geladen. Ich ging wieder an meinen Platz zurück. Aber dann überfiel mich ein tiefes Unbehagen, etwas in mir wehrte sich gegen meinen Rückzug; es war, als ob mir der Heilige Geist sagen würde: »Josef, wo ist jetzt dein Glaube und deine Liebe? Kann ich dich nicht beschützen? Solltest du nicht eine andere Einstellung haben und dem armen Mann helfen, anstatt mit den anderen zu sympathisieren? Du willst doch ein Licht sein? Wann, wenn nicht jetzt? Es stimmt zwar, der Mann ist dein Feind, aber du kennst das Wort vom Kreuz: Vater, vergib ihnen . . .?«

Ich gehorchte. Rasch verließ ich die Reihe, so daß mich niemand hindern konnte, und schritt der Mitte zu, nicht etwa stolz oder voll Selbstvertrauen, nein, ganz und gar nicht, ich hatte schreckliche Angst. Keiner der Gefangenen bewegte sich. Ich fühlte nur alle Augen auf

mich gerichtet. Bei der reglosen Gestalt kniete ich nieder. Welch fürchterlicher Anblick! Nase und Mund waren blutig geschlagen, ein Auge war voll Blut und ein Lid fast ganz zerfetzt. Mit dem anderen Auge starrte er entsetzt auf mich, als wollte er fragen: »Was tust du jetzt mit mir?« Ich legte meine Hand unter seinen Kopf. Er stöhnte qualvoll. (Später erfuhr ich, daß er Rippen und Hände gebrochen hatte.) Er war zu schwer für mich, ich vermochte ihn nicht aufzuheben und wußte nicht, was ich nun tun sollte. Aber es war mir klar, daß ich ihn vor dieser wütenden Menge retten mußte.

Dann hörte ich Schritte hinter mir. »O Gott, beschütze mich!« flehte ich, als ich sah, wie sich Gefangene aus verschiedenen Richtungen auf uns zu bewegten. Der erste erreichte mich. Instinktiv neigte ich den Kopf, weil ich dachte, er werde mich schlagen. Statt dessen kniete er auf der anderen Seite des Verräters nieder. Auch andere traten herzu – und alle wollten helfen! Ganz sachte hoben wir den zerbrochenen Leib auf und trugen ihn zu einem Schuppen, der dem Lager als Notfallstation diente. Armer Verräter! Sein Gesicht war nun ganz aufgeschwollen und entstellt. Er tat mir herzlich leid. Wie gerne hätte ich ihm von Jesus und seiner Rettermacht erzählt. Aber dazu ergab sich keine Gelegenheit, denn Aufseher traten herzu und jagten uns fort. Ich sah den Mann nie wieder.

Nach diesem Tag öffnete Gott die Herzenstüre manches Gefangenen. Viele kamen von sich aus zu mir und fingen Gespräche an, bei denen ich ihnen von Jesus erzählen konnte. Oftmals sagten sie dann: »Josef, ich glaube nun auch, daß etwas hinter der Religion steckt!« Das hörte ich gerne, doch zugleich stimmte es mich traurig, weil es eben nicht genügt, zuzugeben, daß »etwas« dahintersteckt. Gott hat den Weg klar gekenn-

zeichnet: »Blinden will ich Führer sein auf dem Wege, auf Pfaden sie leiten, die sie nicht kannten, will die Finsternis vor ihnen her zum Lichte machen und holprigen Grund zum flachen Felde« (Jes. 42, 16).

Das versuchte ich ihnen jeweils bei unseren Gesprächen zu erklären.

Die sonnigen Herbsttage waren vorbei; von den Bergen wehten eisige Winde ins Tal herunter und brachten den Geruch des Neuschnees, der bereits die höchsten Gipfel bedeckte, bis ins Lager. Harter Frost glitzerte silbern auf Tannenzweigen und kahlen Weiden. Es war Vorweihnachtszeit.

Die Gefangenen liebten sie nicht; sie hatten vielmehr nur den einen Wunsch, daß sie so schnell wie möglich vorbeigehe. In unserm Land war der Advent immer eine Zeit der Freude und der Festvorbereitungen gewesen. Alle Leute gaben sich Mühe, freundlicher zu sein, und wer in der Fremde war und es einrichten konnte, reiste zum Weihnachtsfest nach Hause.

Die Erinnerungen machten uns nur noch verbitterter. Unsere Nerven waren angespannt. Einige Männer waren mürrisch; wenn ich ein freundliches Wort an sie richten wollte, wandten sie sich schroff ab, meistens aus Angst vor ihren eigenen verhaltenen Tränen.

In den überfüllten Baracken war es entweder zu laut oder zu still. Einige Gefangene gaben sich leichtsinnig, redeten ununterbrochen und erzählten einander schlüpfrige Geschichten. Doch auch damit versuchten sie nur ihre wunden Herzen zu schützen. Ich betete viel für sie alle und versuchte etwas Wärme zu verbreiten. Besonders um die Einzelgänger kümmerte ich mich, weil in diesen traurigen Tagen der Gedanke an Selbstmord sehr nahe lag.

Es war kurz vor Weihnachten; ich war eben im Begriff, zum Tor hinaus zum Appell und an die Arbeit zu gehen. Knietiefer Schnee machte das Gehen mühsam. Plötzlich schritt ein Gefangener auf mich zu und winkte mit der Hand.

»Josef«, fing er an, »ich muß unbedingt mit dir reden!« Sein Gesicht war voller Kummer und zeugte von vielen schlaflosen Nächten. Tieftraurige Augen blickten mich an, als er mir seine furchtbare Familientragödie schilderte. Er stand nun ganz allein, ohne jegliche Zukunftshoffnung und völlig hilflos da.

»Josef, was soll ich nur machen? Was kann mir das Leben noch bedeuten?« Und während er seine Tränen zu verbergen suchte, fügte er entschlossen bei: »Ich werde all dem ein Ende machen!«

Ich legte eine Hand auf seine Schulter und sagte: Noch ist nicht alles verloren. Gott kann dir helfen. Vertraue ihm, er hat dich lieb. Es tut mir leid, ich muß zur Arbeit gehen, aber wenn ich zurückkomme, will ich dir wunderbare Dinge aus Gottes Wort erzählen, und bis dann will ich für dich beten.«

Ich wollte gehen, aber er hielt mich am Ärmel fest. Sein verzweifertes Aussehen veranlaßte mich erneut zum Bleiben. Da kam mir ein Gedanke. Ich schaute mich um, ob uns niemand beobachtete und riß dann von einem der im Schnee stehenden Zementsäcke ein Stück braunes Packpapier ab. Mit einem Bleistiftstummel, den ich stets bei mir trug, schrieb ich ein Psalmwort auf den Papierfetzen, übergab ihm diesen und sagte im Wegeilen: »Bitte, lies das und glaub es! Gott ist unsere Zuflucht, und er kann uns helfen. Nach Arbeitsschluß erzähle ich dir mehr davon. Nichts ist verloren, wenn wir es in Gottes Hände legen!«

Er nahm die Notiz, und als er in die Baracke kam, heftete er sie gut sichtbar über seiner Pritsche an die Wand, um sie immer vor Augen zu haben und daraus Hoffnung und Trost zu schöpfen.

Armer Mann, er hatte keine Ahnung, was er damit anrichtete. Denn bald darauf trat ein bewaffneter und von einem Hund begleiteter Aufseher in seine Baracke und entdeckte den Zettel. Er riß ihn von der Wand und las: »Gott ist unsere Zuflucht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben« (Ps. 46, 1). Wutentbrannt schnaubte er den erschrockenen Gefangenen an: »Was soll das bedeuten? Wer hat dir das gegeben?« Und voller Angst nannte der Ertappte meine Nummer – die Wächter kannten uns nur nach Nummern und nannten nie unsere Namen.

Ich war unterdessen mit andern dabei, die Erde für das Fundament eines Gebäudes auszuheben. Während ich vorerst den harten Schnee wegschaufelte, dachte ich betend über das Gespräch nach. Ich war froh, graben zu können, weil ich dabei warm wurde und die bissige Kälte weniger stark spürte.

Plötzlich wurde meine Nummer aufgerufen. Ein Aufseher kam in unsere Richtung. »Wo ist die Nummer 014555?«

Ich warf die Schaufel auf den Boden und rief: »Hier!« Mein Herz fing wild zu klopfen an. »Sicher ein Brief von daheim«, ging es mir durch den Kopf. »Eine Weihnachtskarte, das wird es sein. O welche Freude!«

Gespannt beobachtete ich den Aufseher, der sich den Weg durch den Schnee bahnte. Ich stellte mir lebhaft vor, was jetzt geschehen würde, wie er seine Hand unter die Jacke stecken und einen Brief hervorziehen werde: »Da ist Post für Sie gekommen!«

Wie lange hatte ich keinen Brief mehr in Händen

gehalten! Ich würde ihn sorgsam unter der Jacke verstecken und erst im Lager in einem ungestörten Augenblick lesen. Immer und immer wieder! Meine liebe Frau, meine lieben Kinder, wie mochte es ihnen ergehen?

Endlich stand der Aufseher vor mir. Genau wie ich es mir vorgestellt hatte, steckte er seine Hand in die Tasche, doch nicht in die Brust-, sondern in die Seitentasche. Und bevor ich wußte, was mit mir geschah, hatte ich Handschellen an!

Er führte mich ab. Ich war wie betäubt. Der Brief? Es gab gar keinen. Und diese Handschellen, was bedeutete das alles? Ich war höchst verwirrt.

Der Aufseher schleppte mich zum Stacheldrahtgitter. Dort befestigte er meine Hände hoch über dem Kopf an einen Draht, so daß ich mich kaum bewegen konnte, und verließ mich, ohne auch nur ein Wort gesprochen zu haben. Da stand – oder genauer gesagt – hing ich nun in diesem stürmischen Wind und Wetter und verstand überhaupt nichts mehr. Was hatte ich denn verbrochen? Hatte ich etwas auf dem Bett liegen lassen?

Mit hochgestreckten Armen stand ich dort. Langsam schlich die Zeit dahin, eine Stunde, zwei Stunden. Ich fragte mich, ob man mich hier draußen erfrieren lasse. Meine Glieder begannen steif zu werden. Die zerlumpten Kleider vermochten die Kälte nicht abzuhalten und meine Stimmung sank immer tiefer. Bitterkeit, Hilflosigkeit und Verzweiflung kamen über mich. Ich schrie zu Gott: »Warum, Herr, warum nur? Wo bist du jetzt? Wie lange muß ich dieses schreckliche Leben mit all seiner Grausamkeit, Ungerechtigkeit und Unterdrückung noch aushalten?«

So verloren hatte ich mich in all den Jahren der Gefangenschaft noch kaum einmal gefühlt. Mit letzter Kraft hob ich den Kopf zum grauverhangenen Himmel

empor und – aber, was war das? Weit öffneten sich meine Augen. Durch die Tränen verschleiert sah ich meine vor Kälte blaugefrorenen Hände. Aber dort, auf meinen Händen, erblickte ich ebenso deutlich eine weiße Hand, eine Hand, die das Nägelmal der Kreuzigung trug. Zuerst konnte ich es kaum glauben. Was war das? Träumte ich? Ich schaute erneut hin, und da war sie wieder, die weiße Hand! Dann verschwand das Bild. Aber ich wußte mit unumstößlicher Gewißheit, daß es die Hand meines Meisters gewesen war!

Durch meine Hände ergoß sich nun ein warmer Strom bis in mein Herz. Gewiß, meine Schmerzen konnten die Augen getäuscht haben, aber das Gefühl der Berührung war kein Traum, kein Trugschluß.

Unendliche Freude und unbeschreibliche Seligkeit füllten mein Herz, und ich fing an, Gott zu loben, ganz erfüllt von seiner wunderbaren Gegenwart. Ich wußte, Jesus war hier, war in mir. Hatte ich je seine Gegenwart so wirklich empfunden? »O Herr, ich danke dir, ich danke dir! Selbst wenn ich jetzt sterben sollte, danke ich dir dafür, daß du mir so nahe bist. O mein Gott!«

Ich weiß nicht, wie lange ich dort geblieben habe. Ich weiß nur, daß schließlich jemand gekommen ist und die Handschellen geöffnet hat und daß mich einige Gefangene ins Lager zurückgeführt haben. Mein Gott hatte mich nicht im Stich gelassen!

Ich habe niemandem im Lager von meinem Erlebnis erzählt. Es blieb mein Geheimnis. Wenn in den folgenden Jahren mein Glaube je zu wanken drohte, wenn das Kreuz zu schwer drücken und die Kraft mich verlassen wollte, dann brauchte ich nur die Augen zu schließen und mir jene Szene in Erinnerung zu rufen, dann sah ich diese weiße Hand mit dem Nägelmal auf der meinen ruhen – und ich empfand wieder aufs neue jenes übermächtige

Gefühl göttlicher Gegenwart. »Herr Jesus, wie liebe ich dich!«

Unserer elf hatten sich in der dunklen Ecke einer leeren Zelle zu einem kurzen Gottesdienst eingefunden. Ich war überzeugt, daß wir hier sicher waren. Wir sangen nicht, ich sprach nur über den Unterschied zwischen einem Leben mit und einem Leben ohne Gott. Um das zu illustrieren, erzählte ich eine Geschichte, welche ich vor Jahren gelesen hatte. Plötzlich drang eine Gruppe Aufseher mit vorgehaltenen Maschinenpistolen ein. Sie umzingelten uns und befahlen schreiend, wir sollten die Hände emporhalten und dann in Zweierreihen zum Büro marschieren. Hier wurden wir verhört und bestraft. Ich wurde der Meuterei beschuldigt und darum zum zweitenmal aus dem Lager in ein Gefängnis versetzt, und zwar diesmal nach Prag.

Hier wurde ich der technischen Abteilung übergeben. Ich mußte Pläne kopieren. Da dies als leichte Arbeit galt, erhielten wir nur die halbe Essensration. Ich war schon geschwächt angekommen, und wegen der unzureichenden Nahrung verschlechterte sich meine Gesundheit zusehends. Meine Hände fingen an zu zittern, ich wurde ungeschickt und konnte keine guten Zeichnungen mehr herstellen. Nicht einmal mit einem Lineal gelang es mir gerade Linien zu ziehen. Der Aufseher legte es mir aber als Sabotage zur Last und schickte mich in einen kleinen Raum, wo ich Blaupausen machen mußte. Die alte Maschine funktionierte nicht gut, ich mußte sie immer wieder reparieren. Bei solchen Pannen entwickelten sich starke chemische Dämpfe, und da der Raum keine Ventilation hatte, wurde ich öfters ohnmächtig. Schließlich zog ich mir eine Lungenvergiftung zu. Nun war ich überhaupt nicht mehr arbeitsfähig. Unterernährt und

vollkommen erschöpft hing ich nur noch von Gottes Gnade ab.

✓ Aber es sollte noch schlimmer werden. Ich wurde der Faulheit bezichtigt und mußte zur Strafe die Zelle mit zwei anderen teilen. Ich hatte die beiden zuvor noch nie gesehen, aber bald erkannte ich, daß sie geisteskrank waren. Einer von ihnen, ein großer, gutaussehender Mann – er war Techniker gewesen – war gegen Abend hin immer schlecht gelaunt. Während des Tages lag er halbschlafend auf einer Pritsche, aber bei Einbruch der Nacht durchmaß er die Zelle mit großen Schritten, immer schneller und schneller werdend. Sobald das Licht ausging, fing er mit seinen Selbstgesprächen an. Ich hatte gehört, daß die Geheimpolizei ihn sehr mißhandelt hatte und daß auch eine Familientragödie hinter ihm lag. Genaueres aber wußte ich nicht. In seinem kranken Zustand hielt er nun jeden Abend seiner Frau all ihre Verfehlungen vor und titulierte sie mit den schlechtesten Namen. Nach einer geraumen Zeit wechselte er die Tonart und flehte sie in einem abschreckenden Gewinsel innigst an, doch zu ihm zu kommen. So ging das Nacht für Nacht, ohne Unterbrechung. Bei der Dämmerung fiel er erschöpft auf sein Lager, wo er während des ganzen Tages ruhig liegen blieb. Ich aber hatte keine Nachtruhe.

Der andere schlief die ganze Nacht hindurch und ließ sich weder vom lauten Reden noch vom Umherlaufen stören. Wenn er am Morgen aufwachte, fing er mit einem irrsinnigen Grinsen auf seinem Gesicht zu singen an. Die Melodien wurden immer lauter, je mehr der Tag voranschritt. Er sang Lieder mit häßlichen, zweideutigen Texten, die er während seiner langen Dienstjahre in anrühigen Schenken gelernt hatte. Seine hackige, ungepflegte Stimme ging mir auf die Nerven, aber ich litt vor allem unter den unsittlichen Wörtern.

So ging es Tag für Tag und Nacht für Nacht. Ich wurde davon so krank, daß meine Nerven zu streiken begannen. Schwäche und Kopfweg wurden immer schlimmer, und ich bat endlich den Aufseher, entweder mich oder die beiden anderen wegzuführen. Aber das nützte nichts.

Ein paar Tage darauf kam ein Mann in weißer Uniform in die Zelle und untersuchte mich. Er war kein Arzt, verabreichte mir aber eine Spritze. Ich hoffte auf Besserung, doch bald nach der Einspritzung wurde ich von der Hüfte weg abwärts gelähmt; ich konnte meine Glieder nicht mehr bewegen. Auch meine normalen Körperfunktionen waren davon betroffen. Ich hatte keine Kontrolle mehr über mich und litt unsägliche Pein. Nur noch stöhnen konnte ich und Tag und Nacht um Hilfe schreien. Ich verfiel in eine tiefe Depression, verlor das Gedächtnis und wußte nicht mehr, wer und wo ich war. An keinen einzigen Bibelvers konnte ich mich mehr erinnern! Unglaublich, weil mein biblisches Erinnerungsvermögen doch immer meine größte Stärke gewesen war – und jetzt konnte ich nicht einmal mehr einen einfachen Gebetssatz zusammenstellen.

In diesem hilflosen Zustand lag ich auf meiner Pritsche und sah in meiner Einbildung eine dunkle Wand vor mir, die mit rasender Schnelligkeit aufwärtsrollte und mir das Gefühl des Herunterfallens gab; es war wie ein Sturz in bodenlose Tiefe.

Geist und Seele waren nun ebenso gelähmt wie mein Körper. Die Mächte der Finsternis schienen mich zu umgarnen, ein schreckliches Gefühl des Ausgeliefertseins kam über mich. Jetzt hatte der Teufel leichtes Spiel mit mir! Mein kranker Sinn vermochte sich an kein Gotteswort zu klammern, wie es bis dahin stets möglich gewesen war. Auf dieser ständig nach oben fliehenden

Wand sah ich plötzlich einen blaßgelben Streifen, der wie ein straffes Seil vibrierte, und der Teufel flüsterte mir unentwegt zu: »Das ist nun dein Ende! Nie wieder wirst du deine Frau und deine Kinder sehen. Erhäng dich! Erhäng dich! In einer Sekunde ist alles vorüber und nachher wirst du Frieden haben! . . .«

Wer weiß, was geschehen wäre, wenn mir nicht in diesem Augenblick mein Erlöser zu Hilfe gekommen wäre! Er kannte die Agonie meiner Seele, er wußte um meine totale Hilflosigkeit und griff zur rechten Zeit ein, um mich vor dem Abgrund zu retten. Denn auf der dunklen Wand sah ich auf einmal eine große Lichtfülle mit wundervollen Sternen und in der Mitte dieses Lichtes in noch größerem Glanz Buchstaben, die den Namen »Jesus« formten.

Sofort begann ich diesen mir so lieben Namen zu flüstern. Dadurch empfand ich Trost und rief immer lauter werdend: »Jesus, Jesus, Jesus!« Zehn-, ja vielleicht hundertmal sprachen meine Lippen dieses Wort, und jedes Mal fühlte ich festeren Grund unter meinen Füßen. Je länger ich rief, desto langsamer rollte die dunkle Wand und desto ruhiger wurde es in meinem Kopf. Ich bemerkte nicht einmal mehr den häßlichen Singsang meines Zellengenossen. Mein Herz war erfüllt von der wunderbaren Gegenwart meines Erlösers. Ich bin ganz unfähig zu beschreiben, was ich empfunden habe, aber ich werde es nie vergessen. Langsam erholte sich mein Körper, und meine seelische Verfassung wurde besser. Ich fuhr in Dankbarkeit und Liebe fort, den Namen Jesus zu nennen. Damals wurde mir das folgende Lied so überaus wertvoll:

»Jesus, schönster Name hier, Jesus, Jesus für und für.
Jesus, Lob und Ehr' sei dir in Zeit und Ewigkeiten!«

Wie wahr ist das doch! Jesus ist der köstlichste Name.

In diesem Namen können wir siegen; wir können uns auf ihn verlassen, selbst wenn die Hölle uns umschlingt.
»Oh, wie liebe ich dich, mein Jesus!«

Das zehnte Jahr der Gefangenschaft hatte begonnen. Die drei Monate im Prager Gefängnis hatten meine Gesundheit zerbrochen und meine Nerven ruiniert. Da wurde ich in den östlichen Teil der Tschechoslowakei verlegt, in die 700 Jahre alte Festung Leopoldov. Ich konnte nicht mehr allein gehen, kaum sitzen und war sicher, daß ich bald sterben würde. Mein ganzes Leben zog in Gedanken noch einmal an mir vorüber, und ich bat im Geist all jene um Verzeihung, denen ich irgendeinmal weh getan hatte. Dann nahm ich Abschied von Frau und Kindern – mit wehem Herzen, und sagte Gott, daß ich jetzt bereit sei, ihm jenseits des Todesstromes zu begegnen.

Doch ich starb nicht. Mein gütiger Gott hatte anderes im Sinn. Einen Tag nach meiner Einlieferung in der Festung wurde ich ins Büro des Gefängnisverwalters gerufen. Zwei Männer mußten mich führen, und langsam ging es Schritt für Schritt vorwärts. Der Verwalter schickte meine Begleiter hinaus – und da stand ich nun schwankend vor dem mächtigen Mann und fürchtete, jeden Augenblick hinzufallen. Ich betrachtete ihn. Er war offensichtlich ein stattlicher Mann, sein Mund und die kalten Augen schienen mir alles Schreckliche zu bestätigen, was ich je über ihn gehört hatte.

Er vertiefte sich in meine Akte, um sich von meiner Strafzeit und meinem vorherigen Leben einen Begriff zu machen. Ich erwartete nichts Gutes von ihm. Er hob seinen Blick, und unsere Augen begegneten sich zum ersten Mal. Nun geschah etwas Eigenartiges: All meine Furcht vor ihm verschwand!

»Schauen Sie«, sagte er, »ich weiß alles über Sie und sehe, daß Sie ein Schurke sind. Doch Sie haben Glück! Ich lasse Sie da arbeiten, wo jeder Gefangene gerne wäre, in der Wäscherei. Aber es wäre besser gewesen, wenn ich nichts von religiöser Propagandatätigkeit gelesen hätte. Schauen Sie einmal dorthin«, und er zeigte zum Fenster hinaus auf ein anderes Gebäude, »dorthin kommen Sie, sobald wir den leisesten Ärger mit Ihnen haben!« Ich verstand ihn recht gut. In jenem Hause gab es unterirdische Zellen; ich hatte von diesem schrecklichen Kerker gehört und wußte, daß nur wenige, die man hingebracht hatte, wieder lebendig zurückgekommen waren.

In der Wäscherei gehörte es zu meinen Pflichten, die Wäsche zu sortieren, Hemden, Hosen und Tücher der Gefangenen zusammenzufalten, das Unbrauchbare wegzuerwerfen und den Rest in den zahlreichen Regalen zu versorgen, damit die Gefangenen sich dort wieder eindecken konnten.

Ich war in derselben Zelle untergebracht, in der auch die Mannschaft wohnte, welche für die Aufseher kochte. Sie teilte mit mir das beste Essen, das ich seit Jahren gesehen hatte und das sie aus der Küche schmuggelte. Es gab in der Festung auch eine Bäckerei, und Gemüse wurde zugeliefert. So kam auch ich zu allerlei Backwerk und zu frischem Gemüse! Was mir ebenfalls sehr half, war die Möglichkeit, in der Wäscherei so oft ich wollte ein heißes oder kaltes Bad zu nehmen. Das stärkte meine Gesundheit wesentlich und beruhigte sichtbar meine Nerven. Ich teilte zudem mit dem Küchenpersonal ein weiteres Vorrecht: Ich durfte jeden Tag eine Stunde an der frischen Luft im Gefängnishof zubringen.

So fühlte ich mich bald wohler und kräftiger. Ich fürchtete nur eines, daß dem Kommandanten zu

Ohren kommen könnte, daß ich seinen Befehl, meinen Glauben zu verschweigen, nicht befolgte. Doch Gott beschützte mich und barg mich unter »dem Schatten seiner Flügel«.

19 Entlassung

»Der Gerechte muß viel leiden; aber aus dem allem errettet ihn der Herr« (Ps. 34, 20).

1957 war die Tschechoslowakei von den Vereinten Nationen aufgefordert worden, die Strafen der aus Glaubensgründen Verurteilten herabzusetzen. Demzufolge war meine Verurteilung von 12 auf 10 Jahre verkürzt und das Datum meiner Entlassung auf den 22. September 1959 festgesetzt worden.

Dieser Tag rückte näher heran, und damit wuchs auch meine Aufregung. Vielleicht hätte ich mich nicht so fest auf dieses Datum einstellen sollen, denn es bestand absolut keine Garantie dafür, daß ich tatsächlich entlassen würde. Andere Gefangene waren weit über das festgesetzte Datum hinaus eingesperrt geblieben, ohne je zu wissen weshalb. »Die Regierung wird schon wissen, warum Sie noch hier bleiben müssen«, lautete der bündige Bescheid auf diesbezügliche Fragen. Würde sich meine Freilassung auch verzögern? Ich bat Gott um Geduld und Kraft, was immer auch geschehen möge.

Die Nacht vor dem festgesetzten Tag konnte ich nicht schlafen. »Freiheit, Freiheit«, ging es mir immer wieder durch den Sinn. Am Morgen hatte ich wie gewöhnlich zur Arbeit anzutreten. Beigen schmutziger Wäsche mußten sortiert werden. Ich begann die Wäschestücke zu zählen, verrechnete mich aber vor lauter Aufregung immer wieder. Ich konnte meine Nerven nicht bezähmen. Stunde um Stunde verging. So oft ein Aufseher den Raum betrat, zitterte ich voller Erwartung, daß er sich an mich wenden werde. Doch nichts Derartiges geschah.

Um elf Uhr aber öffnete sich die Tür erneut, und der eintretende Aufseher sagte: »Korbel, kommen Sie!«

Nun wußte ich, daß der große Augenblick gekommen war. Nach zehn Jahren war ich soeben zum ersten Mal wieder mit meinem Namen statt mit einer Nummer gerufen worden! Ich hatte mir diesen Augenblick oftmals vorzustellen versucht und mich gefragt, wie er wohl sein würde. Nun war es soweit, und – ich fühlte mich verloren.

Ich folgte dem Aufseher ins Büro. Dort ließ er mich mit einem älteren Aufseher alleine zurück. Der Mann gab mir einen Zivilanzug, den Erna geschickt hatte, da sie vor ein paar Tagen benachrichtigt worden war. Ich erhielt auch etwas Reisegeld, und dann fragte er mich: »Wissen Sie, warum Sie während der zehn Jahre eingesperrt waren?«

»Nein!« antwortete ich ehrlich, denn alle gegen mich erhobenen Anklagen waren eine glatte Lüge. Der Mann schaute in meine Gerichtsakte und sagte: »Für Ihr eigenes Wohl will ich Ihnen einige Sätze aus dem Bericht vorlesen. Ich bin dazu keineswegs verpflichtet, aber ich tue es, damit Sie wissen, wie Sie eine Wiederholung vermeiden können.« Dann las er: »Josef Korbel ist wegen seines großen religiösen Einflusses ein sehr gefährlicher Mann, besonders für junge Leute und Kinder. Seine Entlassung ist nicht wünschenswert.«

Dieser Bericht überraschte mich gar nicht. Ich wußte, daß man mir den Gehorsam zu meinem himmlischen Herrn zur Last legte. Aber ich bedankte mich beim Wärter doch ganz aufrichtig für seine besorgten Bemühungen. Dann schritt ich durch den Hof dem Gefängnisausgang zu. Dort wartete ich, bis die ächzenden Riegel geschoben wurden und sich das eiserne Tor der alten Festung langsam vor mir öffnete. Ohne ein Wort zu

sagen, begleitete mich ein Wärter durch das Tor und stieß mich hinaus.

Da stand ich nun in der Freiheit! Während zehn Jahren war ich fortwährend von bewaffneten Wärtern überwacht worden, die weder Achtung noch Verständnis für meine Gefühle und Bedürfnisse kannten. Ich hatte stets zu tun, was befohlen wurde. Und nun – nun war ich ein freier Mann und mußte selbst entscheiden.

In der Ferne erblickte ich ein Dorf. »Nein, geh nicht dorthin!« warnte mich mein ängstliches Herz. Auf meiner rechten Seite erstreckten sich, so weit ich sehen konnte, weite Felder im hellen, warmen Sonnenschein. Das glitzernde Licht verhüllte den Horizont. »Auch dorthin mußt du nicht gehen«, sagte ich mir. Die Felder lagen offen da, und ich befürchtete, von jemanden entdeckt und wiederum ins Gefängnis zurückgeführt zu werden.

Nicht weit zu meiner Linken sah ich einen Wald. Die dunklen Schatten der Bäume wirkten einladend und versprachen Frieden und Ruhe, wonach mein Herz sich seit langem sehnte. Wie ein verfolgtes Tier schlug ich diese Richtung ein und fing zu rennen an. Der würzige Duft der Kiefern und Tannen belebte mich, und das Gras sah so grün und zart aus. Sobald ich die Sicherheit des Waldes erreicht hatte, ließ ich mich in die Büsche fallen. Im hohen Gras auf dem Rücken liegend beobachtete ich, wie einzelne Sonnenstrahlen durch das Geäst der Bäume flimmerten. Ich lauschte dem Vogelgezwitscher – es war, als ob sie mir ein Willkommenslied sängen.

Noch hatte die Tatsache meiner Entlassung mein Bewußtsein nicht gänzlich durchdrungen. Ich hatte sehr gemischte Gefühle. Ich wußte, daß ich frei war, aber ich wußte nicht, was ich jetzt tun oder denken sollte. Eine

eigenartige Furcht erfüllte mein Herz, aber zugleich empfand ich auch eine unbeschreibliche Freude. Tränen rannen über meine Wangen ins Gras. Ich ließ ihnen freien Lauf; hier brauchte ich sie vor niemandem zu verbergen. Hier war ich allein mit Gott, der meine Gefühle kannte und verstand.

Ich weiß nicht, wie lange ich hier liegen blieb und meine Freiheit zu begreifen versuchte. Die Zeit verging, aber ich hatte noch immer keine Vorstellung davon, wie es nun weitergehen sollte. Langsam legte sich der Sturm in meinem Innern. Immer noch auf dem Rücken liegend, schaute ich zwischen den Stämmen hindurch in den atemberaubend blauen Himmel hinauf. Sanft drückte ich ein abgebrochenes Zweiglein an meine Wange und preßte meine Lippen auf die welken Blätter. Auf einmal vernahm ich fernes Herdengeläut; das Vieh wurde wohl zum Melken heimgetrieben.

Allmählich verklang das Gebimmel, auch das Vogelgezwitscher verstummte nach und nach, die Schatten wurden länger, und der Himmel flammte purpurn durch die samtschwarzen Tannenwipfel. Gott war mir fühlbar nahe, mein Geist sprach ein wortloses Gebet und Frieden, himmlischer Frieden durchströmte meine Seele. Die warme Nacht eines Nachsommers breitete ihren Schleier über mich. Ich schloß die Augen und dankte meinem Gott dafür, daß ich bald daheim sein würde, daheim bei meiner lieben Frau und den Kindern.

Vogelgezwitscher drang an mein Ohr. Mit geschlossenen Augen suchte ich die ungewohnten Töne zu begreifen. Ich erinnerte mich nicht mehr daran, was geschehen war. Es war wie in einem Traum – der Vogelgesang, der Duft des Waldes, das sanfte Lüftchen, das meine Stirne umwehte. Schließlich konnte ich die Augen öffnen – und

gewahrte, daß die morgendliche Pracht Wirklichkeit war.

Nun setzte ich mich auf und sah durch die Bäume hindurch am östlichen Horizont einen gelben Streifen am aufdämmernden Himmel. Ich streckte die Hand aus und griff nach den über mir hängenden Zweigen, um mich zu vergewissern, daß ich nicht träumte. Was – wenn ich mich doch täuschen, wenn in einem Moment die schrille Pfeife des Aufsehers durch Mark und Bein dringen und mich in einen neuen Tag voller Grausamkeit und Mühsal stürzen würde? Nein! – diese Zweige und alle Geräusche eines anbrechenden Tages waren klare Wirklichkeit.

Ein tiefes Wohlbefinden kam über mich. Ich legte mich ins Gras zurück, schloß die Augen wieder und überließ mich diesen friedlichen, beruhigenden Gefühlen. Das Gezwitscher der Vögel wurde regelmäßiger. Ich öffnete die Augen und sah, wie der Himmel von purpurnen in orange Töne wechselte, wie die dunklen Schatten aus den Baumkronen wichen und helles Grün durchschimmerte. Jeder Stamm, jede Blume, jedes Blatt glitzerte im silbernen Morgentau. Auch mein Anzug war feucht, aber das störte mich nicht. Welche Seligkeit, hier auf der Erde zu liegen und diesen himmlischen Frieden zu genießen!

Auf einmal kam mir die aufregende Tatsache meiner Freiheit zum Bewußtsein! Mein Kopf begann zu arbeiten. Ich setzte mich auf und blickte in die Ferne, wo sich die Umrisse der Festung Leopoldov abzeichneten. Gestern noch war ich dort gewesen! Ein Schauer durchfuhr meinen Körper. Die einzelnen Gesichter meiner Kameraden tauchten vor mir auf, mit all ihren Bürden und Leiden, die sie mir oftmals in einer Verzweiflungsstunde anvertraut hatten. Mit Schrecken dachte ich an

ein Ereignis zurück, das erst einige Tage zurücklag. Ein freundlicher, lieber Mann, von Beruf Lehrer, hatte auf seine Entlassung gewartet. Er hieß Havel und war der einzige Sohn seines alten Vaters gewesen. Er hatte denn diesen Vater auch zu sich in seine schöne Wohnung genommen. Doch nach der Verhaftung hatte seine Frau die Scheidung gefordert und den Vater aus dem Hause gewiesen. In einem öffentlichen Armenhaus hatte er Unterkunft gefunden und dort mit Sehnsucht auf die Rückkehr des Sohnes gewartet. Ich hatte seine rührenden Briefe gelesen, auch die liebevollen Antworten des Sohnes. Welch tiefe, innige Beziehung hatten doch die beiden gehabt.

Am Entlassungstag arbeitete ich am selben Ort wie Havel. Er konnte sich gar nicht auf die Arbeit konzentrieren, sondern wartete gespannt auf den Entlassungsbefehl. So wurde es Abend. Erst als wir in der Zelle waren, kam das ersehnte Wort: »Havel, Sie können heimgehen! Kommen Sie!«

»Ich, heim?« fragte er stotternd. Ein Beben durchzuckte seinen Körper, und er fiel zu Boden. Wir wollten ihn aufrichten, doch er bewegte sich nicht mehr. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gesetzt. Vergeblich wartete nun der Vater auf die Rückkehr seines Sohnes! Das Herz des Gefangenen hatte alle Pein, alle Ungerechtigkeit und alles Leid durchgestanden, aber es war nicht mehr stark genug gewesen, um die neugeschenkte Freiheit, auf die er jahrelang gewartet hatte, zu ertragen.

Dieses Erlebnis und manch anderes ging mir durch den Sinn. Plötzlich wurde ich in meinen Gedankengängen aufgeschreckt. Ein Bienchen summte um meinen Kopf und landete auf meiner Hand. Ich betrachtete die liebli-

che Kreatur, ein Wunder der Schöpfung Gottes. So wie Gott sich dieses Bienschens annahm, so hatte er auch in der Vergangenheit für mich gesorgt. Ruhig wie es gekommen war, öffnete das Insekt seine Flügelchen und schwebte in den hellen Himmel. Ich folgte ihm mit den Augen und erwachte nun allmählich zur vollen Wirklichkeit.

Meine Umgebung war kein Traum! Die Schönheit dieses Morgens, die Vögel, die Tautropfen, der Harzgeruch, das Sonnenlicht waren Tatsachen. Wie wunderbar, ich würde nie mehr in einer Zelle sitzen, keinen Hunger mehr leiden, keine Trennung von meinen Lieben erdulden und keine nagende Verzweiflung mehr durchkosten müssen!

Ich wurde mir bewußt, daß ich nun aufstehen und das neue Leben in Angriff nehmen mußte. Meine Gedanken lösten sich von der Vergangenheit und wandten sich meiner Familie zu. »O lieber Gott, bald werde ich sie alle an mein Herz drücken, meine geliebte Erna und die Kinder!«

Ich strich die Kleider so gut es ging glatt und schritt zum Wald hinaus. Wiederum befiel mich Furcht. Zehn Jahre war ich gezwungen gewesen, fraglos wie ein Roboter den Befehlen anderer zu gehorchen. Nun mußte ich meine Entscheidungen selber treffen, und davor hatte ich Angst. Ich fürchtete mich vor dem Leben, vor der Zukunft. Plötzlich kam mir ein Gedanke zu Hilfe. Stand nicht in der Bibel 360mal geschrieben »Fürchte dich nicht«? Ich durfte Gott vertrauen. Die Angst verließ mich, und leise sprach ich die Worte eines unserer Lieder: »Fürchte dich nicht, was auch geschieht! Gott sorgt für dich, sein Kind!«

Mit einem innigen Gebet bat ich den Herrn, daß er fortan seine gnädige Hand über mir halten möge, wie er

20 Der große Augenblick

»Stark wie der Tod ist die Liebe« (Hohel. 8, 6)

Ich schlug die Augen auf und schaute zum Fenster hinaus. Die Landschaft war mir bekannt, wir fuhren durch die Berge von Orlicke. Ein Gemisch von Freude und Angst bewegte mich. In zwei Stunden würde ich sie alle vor mir sehen – meine Frau und die Kinder! »O Gott, steh mir bei!« Wiederum drückte ich mich in die Ecke, lehnte meinen Kopf an die Wand und versuchte zu beten. Aber der gleichmäßige Rhythmus des Zuges und die Müdigkeit schläfernten mich ein.

»Prag!« Die Stimme des Schaffners weckte mich auf. Ich erhob mich, meine Füße und Beine zitterten vor Aufregung. Um mich herum wimmelte es von Leuten, die mich schoben und drängten und mich mit der Menge vorwärtstrieben. Da – plötzlich entdeckte ich Erna, meine liebe Frau! Ruhig stand sie dort in ihrem einfachen Kleid und wartete. Sie sah anders aus, als ich sie in Erinnerung hatte. Sie war eine blühende, junge Frau gewesen. Jetzt war ihr goldenes Haar von dunklen Tönen durchwoben. Die einstmals rosigen Wangen waren von Leid und Schmerz gezeichnet. Kämpfe und Verfolgungen hatten auf dem holden Gesicht Spuren hinterlassen, aber ihre Augen und ihr ganzes Wesen strahlten eine neue Schönheit aus, den Glanz eines durchs Feuer geläuterten Menschen.

Wir schritten aufeinander zu – und dann hielt ich ihre Hand in der meinen und wußte nicht, ob ich sie küssen durfte. Ich glaube, ich sagte kein Wort aus lauter Angst, daß ich vor allen Leuten laut aufschreien würde. Ihr

ging es ebenso. Hand in Hand strebten wir dem Ausgang zu. Auf der Straße überwandern wir unsere erste Erschütterung und waren endlich fähig, ein paar Worte zu wechseln. Ich unterfaßte sie am Arm und hob immer und immer wieder ihre liebe Hand an meine Lippen.

So begegneten wir uns nach zehnjähriger Trennung und waren endlich wieder beisammen! Es war wie ein Traum. Genau wie vor zehn Jahren glühten die Bäume am Flußufer in gelber, roter und oranger Pracht und spiegelten sich mit dem Blau des Himmels im Wasser. Wir schritten Seite an Seite, und ich fühlte, wie unser beider Herzen von Frieden, Ruhe und Dankbarkeit überflossen. Wir sprachen nicht viel. Jedesmal, wenn ich einen Anlauf nehmen wollte, hinderte mich eine starke Rührung. Doch die Hand meiner Frau war warm und gab mir Sicherheit. Ich träumte nicht, das Wiedersehen war Wirklichkeit! Immer und immer wieder mußte ich mir diese Tatsache ins Bewußtsein bringen. Erna war da, an meiner Seite, ihre Gegenwart tat mir wohl. Wir gingen nun zusammen heim. Heim?

Sie führte mich auf ihr Zimmer im Schwesternhaus, wo sie als ein Teil ihrer Entlohnung mit den drei Kindern wohnte. Der Spitalverwalter hatte die Erlaubnis gegeben, daß ich vorerst auch da wohnen konnte.

Nachdem ich in den letzten Jahren von Gefängnis zu Gefängnis geschoben, von einer dunklen Zelle in eine noch schmutzigere verlegt und von einem Arbeitslager ins andere verfrachtet worden war, erschien mir dieses Zimmer mit seinen schneeweißen Vorhängen, durch die die Sonne auf den weichen Teppich fiel und wo Blumen auf dem Tisch prangten, wie ein kleines Paradies. Hier war nun mein neues Zuhause, mein Heim, wo ich als freier Mann ein neues Leben beginnen durfte. Plötzlich

krampfte sich mein Herz zusammen; durch das offene Fenster drang der nahe Verkehrslärm herein, ungewohnte Geräusche, die mich erschreckten. Doch dann fielen meine Augen auf eine Fotografie, die meine Frau über ihrem Bett aufgehängt hatte; sie zeigte mich mit einem jungen, lächelnden Gesicht und mit schwarz gewelltem Haar. Wie alt und wie furchtbar schwach fühlte ich mich jetzt, heute!

Eine neue Angst erfaßte mich. »O Gott, wie soll ich hier leben? Wie sollen wir uns wieder aneinander gewöhnen? O Gott, hilf uns!« Ich neigte meinen Kopf und schloß die Augen. Erna mußte meine Not bemerkt haben; sie schlang liebevoll die Arme um mich. Als ich wieder aufblickte, las ich auf der gegenüberliegenden Wand den Spruch: »Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir! Blicke nicht ängstlich, denn ich bin dein Gott! Ich mache dich stark, ja ich helfe dir; ich halte dich mit meiner sieghaften Rechten« (Jes. 41, 10).

Dieser Bibelvers stärkte mich. Ich wandte mich meinen Kindern zu, die mich aufmerksam anschauten. Vor dem Spinett in der Ecke – das einzige Möbelstück, das mir bekannt war von früher – stand meine Tochter Alenka. Aber welche Veränderung! Vor zehn Jahren hatte ich ein kleines Mädchen mit Lockenhaar verlassen – und hier sah ich nun eine junge Frau, die mich mit einem warmen Lächeln willkommen hieß. Sie kam mir entgegen, und ich sah, daß sie sich freute, mich zu sehen. Sie umarmte und küßte mich, und ich fühlte, daß sie alles tat, damit ich mich wohl fühlen sollte. Trotzdem vermißte ich etwas – ein starkes, trauriges Gefühl stieg in mir auf, so daß ich die Tränen nicht zurückhalten konnte – mir fehlte das kleine Mädchen von damals! Zehn Jahre sind eine lange Zeit, und solche Trennungsjahre entfremden uns trotz unserer Erinnerungen und trotz unse-

rer Gebete. Ich erkannte, daß ich etwas verloren hatte, das ich nie wieder finden würde – Alenkas köstliche Kindheit.

Neben unserer Tochter stand Viktor, mein Jüngster; er machte einen verlegenen und verwirrten Eindruck, dieser große, schwächliche Bursche. Seine Augen waren noch so blau wie ich sie kannte, aber sein blondes Haar war dunkler geworden. Er verhielt sich sehr ruhig, obschon ich ihm seine Bewegung anmerkte. Scheu blickte er zu mir hin, und ich fühlte, daß ich ihm fremd war, obschon er sehlichst für meine Rückkehr gebetet hatte. Wir umarmten und küßten uns gegenseitig, aber auch bei ihm empfand ich eine durch die Trennungsjahre bewirkte Distanz. Er beantwortete meine Fragen nur mit »Ja, Herr!« oder »Nein, Herr!« Das schmerzte mich sehr, aber ich wußte, daß ich das vorerst nicht ändern konnte. Ich wußte, daß mir auch seine Kindheit unwiederbringlich verlorengegangen war.

Langsam gewöhnte sich Viktor an mich. Um sein Vertrauen und seine Liebe zu gewinnen, begleitete ich ihn später, wenn er mit seinen Kameraden Ausflüge machte, und versuchte all seine Interessen zu teilen. Die Zeit kam, da er seine Arme um mich schlang und sagte: »Papa, ich bin so froh, daß du zurückgekommen bist!« Aber das war erst später.

Und dann begrüßte ich auch Helmuth, meinen Ältesten. Lächelnd hatte er die Begrüßungsszenen mit seinen Geschwistern beobachtet, Szenen, die wir alle während Jahren tausendmal in Gedanken erlebt hatten und die nun so anders ausgefallen waren. Helmuth war der einzige, der fröhlich und unbefangen sprach. Aber gerade in seinen Augen bemerkte ich etwas Neues, etwas, das mir sehr weh tat, auch wenn ich mir in all den Gesprächen nichts anmerken ließ.

Nun waren wir wieder beisammen und versuchten miteinander zu leben. Unser Heim war sehr bescheiden und vor allem viel zu klein für fünf Personen. Das Zimmer bot nur Platz für ein Bett, in dem meine Frau schlief. Dann gab es noch ein kleines Sofa für Alenka. Die Söhne und ich schliefen am Boden auf Matratzen, die wir tagsüber auf dem Bett verstauten. Wir hatten kein eigenes Badezimmer; den Bewohnern der ganzen Etage stand ein einziges zur Verfügung. Ebenso hatten wir keine eigene Küche; im Gang konnten wir auf einer elektrischen Platte kochen. Nachdem ich jahrelang ohne jeglichen Komfort gelebt hatte, fand ich es hier allerdings verhältnismäßig nett, und ich hoffte, daß wir glücklich sein würden.

Meine Frau hatte während acht Jahren immer wieder einmal bei der zuständigen Behörde um eine eigene Wohnung gebeten, denn ein einziges Zimmer ließ überhaupt keine Privatsphäre zu, welche gerade Jugendliche im Pubertätsalter so sehr benötigen. Ihre Gesuche hatten keinen Erfolg gehabt. So versuchte auch ich es, doch nachdem ich stundenlang auf dem Wohnungsamt gewartet hatte, erhielt ich den Bescheid: »Für Leute wie Sie hat die Regierung keine Wohnung!« Damit verflogen meine Hoffnungen, die ich gehegt hatte, weil uns im Gefängnis für die Zeit nach der Entlassung sämtliche zivilen Rechte zugesprochen worden waren. Nun zeigte es sich, daß die Lage aussichtslos war; ich fühlte mich völlig ausgeliefert und hilflos.

Die Reaktion ließ nicht auf sich warten. Die seelischen und körperlichen Strapazen, die ich während der Gefangenschaft durchgestanden hatte, forderten ihren Zoll. Ich wurde krank, mußte operiert werden und verbrachte mehrere Wochen im Spital. Mein Nervensystem geriet durcheinander; ich litt nach meiner Genesung häufig

unter Depressionen und fiel dadurch meiner Frau noch mehr zur Last, die doch schon genug andere Sorgen hatte. Aber sie umgab mich mit Liebe, Geduld und Zärtlichkeit; sie war ein wahrer Engel!

Von der Spritze, die ich im Gefängnis erhalten und die mich gelähmt hatte, konnte ich mich nie ganz erholen. Die Folgen wurden jetzt so schlimm, daß ich nicht mehr sitzen konnte. Das beständige Stehen aber machte mich derart nervös, daß ich nichts mehr ertrug. Alles regte mich auf: das Geigenspiel Viktors, das Klavierspiel Alenkas und selbst die ruhige, freundliche Sprechweise meiner Frau. Mit Schrecken erkannte ich, daß ich ein anderer Mensch geworden war, und dafür begann ich mich selber zu hassen.

Ich hatte früher eine durchaus saubere Gedankenwelt gehabt, doch hatte sich in den Jahren, da ich beständig schmutzigen Reden ausgesetzt war, viel Unrat in mir festgesetzt. Im Gefängnis war dem harmlosesten Satz ein zweideutiger Sinn unterschoben worden. Hier nun lebte ich wieder in einer durch und durch lauterer Atmosphäre und merkte mit großer Bestürzung, wie ich aus den unschuldigsten Gesprächen meiner Familienmitglieder etwas Gemeines heraushörte. Wie schmutzig und sündig kam ich mir vor! Ich war tief unglücklich und flehte Gott um Hilfe an: »Schaffe in mir, o Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen, gewissen Geist!« (Ps. 51, 12).

Aber es schien, als ob alles nur schlimmer würde. Gleichgewichtsstörungen setzten ein, und mein Gedächtnis versagte. Es war eine dunkle, schwere Zeit – nicht nur für mich, sondern auch für meine Familie, die unter meinem Zustand litt. Und doch hielt Gott seine Hand über mir, und er verfolgte seinen Plan.

Um Erna und den Kindern weniger zur Last zu fallen, versuchte ich eine Arbeit zu finden. Das war nicht leicht,

denn niemand wollte einen ehemaligen Sträfling anstellen. Das Arbeitsamt erlaubte für Leute wie meinesgleichen nur handwerkliche Stellen. Viele Akademiker arbeiteten denn auch auf dem Bau oder in einer Fabrik. Mir wurde endlich eine Stelle als Fensterputzer zugewiesen, und ich war dafür sehr dankbar. Mein Kollege war ein Jurist, ein feiner, ruhiger Mensch und gläubiger Katholik. Wir hatten viel Gemeinsames und führten interessante Gespräche. Bald geschah jedoch, was ich von Anfang an befürchtet hatte; ich verlor bei der Arbeit das Gleichgewicht und stürzte vom ersten Stock hinunter. Zum Glück brach ich mir nur einen Arm. Der Arzt untersagte mir diese Tätigkeit und nach meiner Genesung war ich wieder arbeitslos. In Anbetracht meines schlechten Gesundheitszustandes erlaubte mir schließlich das Arbeitsamt, selber Arbeit zu suchen, was aber keineswegs leichter war.

Eines Tages begegnete ich einem Mann, der mit mir im Gefängnis gewesen war. Er erkundigte sich nach meinen Verhältnissen, und ich klagte ihm meine Not. Er überlegte eine Weile und sagte dann: »Wenn du bereit bist, einen dreiwöchigen Kurs zu absolvieren, könntest du als Bus-Chauffeur angestellt werden. Das ist keine schlechte Arbeit, versuch es doch! Viele Intellektuelle arbeiten dort; sie haben ihre Stellungen verloren, weil sie nicht Parteimitglied werden wollten. Dort wird dich niemand nach deiner Vergangenheit fragen!«

So wurde ich denn Autobus-Chauffeur. Die Arbeit gefiel mir nicht zuletzt deshalb, weil sich mir die Möglichkeit bot, meinen eigentlichen Auftrag auszuführen. Ich konnte von Gott reden! Es geschah öfters, daß mich Fahrgäste ansprachen und fragten: »Sind Sie nicht ursprünglich Priester gewesen?« Darauf entgegnete ich jeweils lächelnd: »Jesus hat das allgemeine Priestertum

eingesetzt; er will, daß wir alle durch unser tägliches Leben seine Gnade und Liebe verkünden, die er uns sündigen Menschen erwiesen hat.«

Auf diese Weise ergab sich manches Gespräch, ohne daß man mich wegen religiöser Propaganda hätte anzeigen können; ich beantwortete ja nur Fragen. Leider mußte ich diese mir lieb gewordene Arbeit nach achtzehn Monaten aufgeben, weil ich die häufigen Nachtschichten gesundheitlich nicht durchstand. Ich bat Gott inständig, mich zu leiten und mir irgendwo eine Türe zu öffnen. Das tat er denn auch.

Dank meiner Fremdsprachenkenntnisse fand ich beim Erziehungsamt, Abteilung Kunst und Gewerbe, eine gute Anstellung, die beste, die ich bis jetzt gehabt hatte. Nur eines gab es, das mich belastete, mein Mitarbeiter. Er war sehr anmaßend; die Leute verhandelten deshalb lieber mit mir als mit ihm. Ich versuchte, eine christliche Gesinnung zu zeigen, was die Leute wohl verspürten. Mit der Zeit vertrauten sie mir auch persönliche Angelegenheiten an. Mein Kollege verlangte, daß ich ihm alles erzählen solle. Ich lehnte dieses Ansinnen ab, worüber er sich ärgerte. Er rächte sich, indem er mich der Unaufrichtigkeit und Heuchelei bezichtigte und bei der Leitung verleumdete. Ich ging nicht darauf ein, was sicherlich das Beste war. Er kam eines Tages und suchte selber wegen persönlicher Schwierigkeiten meinen Rat. Ich tat für ihn mein Allerstes und erzählte ihm auch von dem Einen, der uns allein wirklich helfen kann. Als sein Problem gelöst war, spottete er über das, was ich ihm gesagt hatte. Armer, blinder Mann! Ich trug ihm seine Haltung nicht nach und sende ihm heute noch von Zeit zu Zeit eine Ansichtskarte.

21 Sünde



*»Handelst du nicht recht, so lauert die Sünde vor der Tür«
(1. Mose 4, 7).*

Die Verhältnisse, in denen ich lebte und arbeitete, waren meiner angeschlagenen Gesundheit nicht förderlich. Häufige Nachtarbeit und die Intrigen meines Mitarbeiters setzten mir arg zu, so daß ich oft erschöpft und mit einem fast unerträglichen Kopfweg heimkam. Einmal, als es mir besonders schlecht ging – meine Nerven waren bis zum äußersten gespannt –, übte Alenka gerade ein schwieriges Klavierstück. Ich legte mich eine Weile aufs Sofa, aber lange hielt ich es nicht aus. Jeder Nerv fibrierte.

»Hör auf!« schrie ich laut. Meine Tochter schaute überrascht auf und sagte friedlich: »Ja, Papa, ich muß nur noch diese letzte Passage . . .« Aber sie konnte keinen weiteren Akkord spielen, weil ich die Fassung gänzlich verlor, aufsprang, und mit der Faust auf den Tisch schlug: »Sofort aufhören, sag ich dir!«

Ich fühlte, wie mir das Blut in den Kopf stieg. Alenka war schockiert. Zitternd erhob sie sich und sagte voll Würde: »Bitte, sprich nicht auf diese Weise mit mir!« und verließ den Raum.

Mein Zorn verrauschte. Was war nur geschehen? Ich kannte mich selber nicht mehr. Wie im Traum sah ich zwei Paar Augen, die erschreckten, traurigen meiner Frau, die weinend am Fenster stand und die maßlos enttäuschten meiner Tochter. Ich war tief betroffen. Nie zuvor hatte ich je auf diese Weise mit meinen Kindern gesprochen. Nicht einmal im Gefängnis hatte ich mich so

aufgeführt. Aber jetzt hatte ich mein eigenes Kind derart grob angefahren. Erschöpft sank ich aufs Sofa. Das letzte, woran ich mich erinnerte, war die Berührung einer sanften Hand, ein Kuß auf meine Wange und ein heißer Tropfen auf meinem Gesicht. Ich merkte noch, daß meine Frau neben mir stand – dann verlor ich das Bewußtsein.

Als ich zu mir kam, erwähnte niemand das Vorgefallene, aber in meinem Herzen blutete eine Wunde. Wie liebte ich doch meine Tochter! Wie hatte ich nur so grausam sein können mit jemandem, der mir teuer war? Ich war am Verzweifeln – in der Hölle aber mögen sie gelacht haben.

Es sollte noch schlimmer werden. An einem andern Abend geschah es. Wir waren alle fast zur selben Zeit heimgekehrt, müde von der Arbeit und bedrückt wegen der Verhältnisse. Viktor verhielt sich ungewöhnlich still. Er arbeitete als Schlosserlehrling unter einem groben Meister. Viel lieber wäre er Optiker geworden, doch war ihm sein Wunsch wegen des familiären Hintergrundes nicht bewilligt worden. Vielleicht vermißte er an diesem Abend auch seinen Bruder, der seit ein paar Tagen nicht mehr bei uns wohnte, und in mir sah er immer noch den Fremden.

Alle hatten ihre Habseligkeiten irgendwo abgelegt, und als ich mich auf einen Stuhl setzen wollte, lagen ein paar Dinge darauf. »Viktor, nimm diese Sachen bitte weg und versorge sie dort, wo sie hingehören«, befahl ich meinem Sohn. Ich sah, daß er müde, hungrig und niedergeschlagen war.

»Alenka soll das gefälligst tun, es sind ihre Sachen«, entgegnete er. Wie ein Wilder stürzte ich mich auf ihn und fuhr ihn an: »Hast du verstanden, du sollst es tun!«

Viktor stand auf. Er war jetzt fast siebzehn Jahre alt. Er maß mich mit einem trotzigem Blick. Ich konnte seine Gedanken lesen: »Was ist das für ein Mann, der mich wie ein Irrer anbrüllt? Was erlaubt sich dieser Eindringling? Die Mutter hat uns nie so behandelt!«

Wenn sein Leben auch hart gewesen war und er Verfolgung zu erleiden hatte, so war daheim wenigstens immer eine gute, liebevolle Atmosphäre gewesen; alle wollten Gott zur Ehre leben, und nun – waren Unfriede und Zorn eingekehrt. Viktors blaue Augen blitzten mich an, und mit einer Stimme, der er einen höflichen Ton zu geben versuchte, sagte er: »Wie soll ich wissen, wo die Sachen zu versorgen sind, wenn sie doch Alenka gehören? Sie soll es selber tun!«

Da packte mich die blinde Wut. Ich griff nach dem Gürtel, der auf dem Bett lag, und schlug den Jungen mit aller Kraft ein paarmal auf den Rücken und die Schultern. Er schrie auf und floh durch die Türe in die dunkle Nacht hinaus.

Ich blieb wie betäubt mitten im Zimmer stehen. Von allen Seiten gellte mir der Aufschrei meines Sohnes entgegen. Das war nicht der Schrei körperlichen Schmerzes, das war die Anklage einer verwundeten Seele! Eine unsägliche Qual erfüllte mich. »Was habe ich angerichtet? Was bin ich für ein Tier? O Gott, töte mich, töte mich!« Ich liebte doch diesen Jungen innig und sehnte mich darnach, ihn an mein Herz zu drücken. Während zehn Jahren hatte ich davon geträumt, in seiner Nähe zu sein – und jetzt!

Wie ein Irrsinniger rannte ich aus dem Zimmer, aus dem Haus, durch die Nacht zum Fluß hinunter. Unaufhörlich tönte es in mir: »Mach diesem Elend ein Ende! Du bist es nicht wert, zu leben. Alles ist verloren! Es hat gar keinen Sinn, weiterzumachen! Gott erhört deine

Gebete nicht! Du bist ein verdammter Mann! Hat der Psychiater nicht gesagt, daß einer, der solange im Gefängnis gewesen sei, nie mehr ganz wie vorher werden würde?« Und da – vor mir rauschten die dunklen Wasser. Ich war bereit, hineinzuspringen.

»Liebling, Liebling!« Eine traurige, ängstliche Stimme drang an mein Ohr. Die Stimme meiner Frau! Ich sank ins Gras an der Uferböschung und weinte wie ein verirrtes Kind. Sollte das jetzt die Belohnung sein für all die Jahre des schmerzlichen Wartens? All ihre Liebe, ihre Opfer, ihr Kampf um mich und die Kinder – sollte ihr das auf diese Weise vergolten werden? Wie kam sie überhaupt plötzlich hierher? Hatte ein Engel sie geleitet?

»Mein Lieber, was willst du tun?« flüsterte sie, und zwei feine Hände hoben meinen Kopf empor und drückten ihn an ihr Herz. Ich weinte unablässig. Erna sprach zu mir von der alles verstehenden Liebe Gottes, von Christus, der für unsere Sünden am Kreuz starb und all unser Herzeleid zu stillen vermag. Alenka, die die Mutter begleitet hatte, stand neben ihr; ich hörte ihr Schluchzen.

»Lieber«, flüsterte meine Frau erneut, »komm heim! Du bist krank. Ich bereite dir mein Bett zu und werde auf dem Boden schlafen.« Sie hielt mich fest bei der Hand, als fürchtete sie immer noch, daß ich in meiner Verstörttheit ins Wasser spränge. Langsam legte sich der Sturm in meinem Herzen.

»Ich möchte noch eine Weile allein sein«, sagte ich zu Erna und küßte ihre Hand. »Aber versprich mir, daß du heimkommst!« mahnte sie mich. »Gewiß, ich folge euch bald«, beruhigte ich sie.

Sie faßte Alenka bei der Hand, und sie wandten sich zusammen heimwärts, nicht ohne sich einige Male besorgt nach mir umzudrehen. Nach einer Weile folgte ich ihnen. Obschon es dunkel und neblig war, bemerkte

ich unter den Bäumen eine Silhouette. Ich stand still. Da kam die Gestalt auf mich zu. Viktor, mein Sohn! Schluchzend öffnete ich die Arme und drückte ihn fest an mich. So standen wir eng umschlungen und ließen unseren Tränen freien Lauf. Er hatte mir vergeben – und hier fanden wir uns endlich – als Vater und Kind.

Heute noch, da ich dies niederschreibe, kommen mir bei dieser Erinnerung die Tränen. Wohl weiß ich, daß Viktor mir wirklich vergeben hat, weiß ebenso bestimmt, daß ich in tiefer Reue zu Füßen meines Erlösers Vergebung erhielt, aber das Schwerste war und ist es immer noch, daß ich mir dieses Unrecht selbst vergeben kann.

Monate gingen vorbei, und langsam besserte sich mein Gesundheitszustand. Allerdings hatte ich noch lange mit Schwindelanfällen zu kämpfen. Wie sollte das nur weitergehen? Nur das Gottvertrauen machte es mir möglich, die Hoffnung nicht aufzugeben. Am meisten war ich über mich selbst bekümmert, weil ich immer wieder feststellen mußte, daß ich nicht mehr derselbe Mensch war wie vor meiner Verhaftung. Solange ich im Gefängnis gewesen war, hatte ich dies nicht empfunden. Dort hatte ich nie dreingeschlagen, keine schmutzigen Redensarten geführt, nie geflucht oder meinen Zorn an anderen ausgelassen. Aber hier zu Hause – neben einer Frau, die mir in allen Dingen ein heiliges Vorbild war, erschrak ich über mich selbst. Wie schnell verlor ich meinen Gleichmut, wie oft äußerte ich Gefühle auf eine Art und Weise, wie ich es vorher nie getan hatte. Meine schlechten Manieren machten meiner Frau viel Mühe, und fortwährende Schuldgefühle drohten mich zu erdrücken.

Wir gingen in die Gottesdienste der Böhmisches Brüdergemeinde, weil es in unserem Lande keine Heilsarmee mehr gab. Auch andere Glaubensgemeinschaften

besuchten wir, aber ich fühlte mich nirgends richtig dazugehörend. In meinem tiefsten Innern war ich nicht glücklich, ich wußte wohl, daß dies nichts mit dem Verlust der Heilsarmee zu tun hatte, sondern daß der Grund all meiner Problematik in meinem eigenen Herzen lag.

Noch eine weitere Sorge lastete schwer auf meinem Herzen. Vom Tage meiner Verhaftung an war Helmuth anders geworden. Als ich heimkehrte, stand ich einem jungen Mann gegenüber, der den Glauben ablehnte.

Meine Gattin, die miterlebt hatte, wie sich seine Liebe zu Gott allmählich in Haß verwandelte, hatte ihm oftmals zu erklären versucht, daß Leiden zum christlichen Leben gehöre und von Gott gebraucht werde, um uns tiefer in die Gemeinschaft mit Jesus zu führen. »Wir müssen unseren Feinden vergeben, wie das auch der himmlische Vater tut!«

»Niemals, niemals!« lehnte er empört ab. »Gott ist Liebe, sagst du, und gerecht. Wo bleibt seine Liebe und Gerechtigkeit? Du und Vater habt Gott euer ganzes Leben lang gedient und – wie geht es uns allen jetzt? Ihr werdet wie Verbrecher behandelt und wie wilde Tiere gejagt. Und wir Kinder? Haben diese Leute nicht unser ganzes Glück in eine Hölle verwandelt?«

Er war voller Zorn und Bitterkeit über all der uns widerfahrenen Ungerechtigkeiten. Je älter er wurde, desto größer wurde sein Haß und desto tiefer wurde die Kluft zwischen ihm und Gott.

Er führte ein wildes und weltliches Leben. Wir sahen ihn manchmal wochenlang nicht, und wenn ich ihn einmal in seinem kleinen Zimmer aufsuchen wollte, war er meist nicht dort. Wir liebten ihn und beteten inständig darum, daß Gott ihm helfen möge mit seiner Enttäu-

schung fertig zu werden. Bis jetzt hatte meine Gattin diese große Sorge allein getragen, nun aber trug ich mit ihr.

Wieder einmal hatten wir eine Weile nichts von Helmuth gesehen. Wir wußten nicht, wie es ihm ging, noch was er tat. So ängstigten wir uns um ihn.

Doch eines Tages, als ich auf ein Glockenzeichen hin die Tür öffnete, stand er da. »Helmuth ist hier!« rief ich froh erregt meiner Frau zu. Ich wollte ihn ins Zimmer ziehen und die Türe schließen, aber er hinderte mich daran. »Warte einen Augenblick, Papa«, sagte er, »hier ist meine Frau!«

»F-fr-frau?« Ich traute meinen Ohren nicht. »Deine Frau? Was für eine Frau?« fragte ich erstaunt und öffnete die Türe wieder weit.

Nun sah ich auf der Treppe ein Kind stehen mit einem Engelsgesicht und blauen, ängstlichen Augen. Ich wußte nicht, was ich denken sollte. Dieses Mädchen sollte seine Frau sein? Doch, sie war es. Jedermann hätte sie höchstens für vierzehnjährig gehalten; sie war aber gerade achtzehn geworden, und er hatte sie geheiratet, ohne uns ein Wort darüber zu sagen.

Sie hieß Eva und war ein liebes Geschöpf, doch ebenso ohne Glauben wie er. Sie hatte keine Ahnung von einem Leben im Glauben, und Helmuth war ihr darin ja auch kein Beispiel.

Sie waren beide zu unreif, um das Leben ernst zu nehmen, und sie hatten später einen harten Tribut zu entrichten. Wir beteten für sie.

Eva schien gerne zuzuhören, wenn meine Gattin ihr von der rettenden Gnade unseres Herrn Jesus Christus erzählte. Doch dabei blieb es; es beeinflusste ihr Leben nicht. Wir lernten sie aber doch herzlich lieben.

22 Gott greift ein

»Wenn eines Menschen Wege dem Herrn gefallen, so versöhnt er auch seine Feinde mit ihm« (Spr. 16, 7).

Alenka durfte nicht studieren. Nach Abschluß des Gymnasiums suchte sie Arbeit, ein ganzes Jahr lang ohne Erfolg. In ihrem Personalausweis, den sie jeweils vorzeigen mußte, stand: »Eltern: ehemalige Heilsarmeeoffiziere. Vater: zehn Jahre lang Staatsgefangener, nicht Mitglied der Partei, usw.«

Viele Arbeitgeber hätten sie aufgrund ihrer glänzenden Schulzeugnisse angestellt, sahen aber davon ab, sobald sie den Ausweis gelesen hatten. Schließlich konnte Alenka im gleichen Spital wie ihre Mutter arbeiten. Vorerst ließ man sie kleine Hilfeleistungen verrichten, doch mit der Zeit betraute man sie mit verantwortungsvollen Aufgaben. Sie war froh, überhaupt arbeiten zu dürfen und dadurch etwas zum Lebensunterhalt beitragen zu können.

Dann geschah ein Wunder. »Denken Sie, Schwester Erna«, erzählte eines Morgens die Oberschwester, »meine Nichte hat die Aufnahmeprüfung als Therapiestudentin bestanden. Ich bin so froh für sie!«

»Wenn ich dies auch von meiner Tochter sagen könnte«, seufzte meine Frau. Sie wußte, wie gerne Alenka diesen Beruf ergriffen hätte. »Aber leider ist dies unmöglich; Sie wissen ja, wir sind Christen.«

Die Oberschwester, die meine Frau von jenem ersten Tag an liebte, an dem sie ihren Glauben tapfer bezeugt hatte, überlegte eine Weile und sagte dann voller Eifer: »Mir kommt eine Idee, ich will es versuchen!«

Und sie tat folgendes: Sie ging stracks zum Oberarzt der Dermatologie und sagte: »Herr Doktor, Sie kennen doch Schwester Erna und wissen, wie tüchtig sie ist. Nun arbeit ihre Tochter auch bei uns und ist genauso gewissenhaft wie ihre Mutter. Würden Sie ihr deshalb nicht einen Gefallen erweisen und sie dem Direktor der Therapie empfehlen, damit sie trotz ihrer christlichen Überzeugung in seiner Schule als Studentin zugelassen wird? Ich weiß, Sie sind sein persönlicher Freund.«

So bediente sich Gott dreier Personen, wovon zwei Parteimitglieder waren. Denn bald nach diesem Gespräch erhielt Alenka die Einladung zur Aufnahmeprüfung!

Sie war ängstlich, weil sie wußte, daß ihre Aufnahme davon abhing, wie sie den politischen Test bestand. Über die kommunistische Ideologie und die sowjetische Regierung war sie wenig orientiert. Bevor sie am Prüfungstag das Haus verließ, beteten wir fest für sie, und sie vertraute Gott, was sie ja von früher Kindheit an getan hatte. Sie hatte dabei keine Ahnung, wie Gott ihr Vertrauen beantworten würde.

Ganz in Gedanken vertieft kam sie auf ihrem Weg zur Busstation beim Polizeigebäude vorbei und wurde hier aufgehalten. Ein Mann, der wahrscheinlich in den oberen Stockwerken des Präsidiums verhört und vielleicht auch mißhandelt worden war, hatte sich in seiner Verzweiflung aus dem Fenster gestürzt und lag nun wenige Schritte vor Alenka mit zerschlagenem Kopf auf dem Trottoir. Sie starrte zitternd auf das Schreckensbild und konnte sich vorerst gar nicht bewegen. Andere Leute liefen herbei und starrten ebenfalls auf den Toten in seiner Blutlache.

Als ein Bus kam, sprang Alenka hinein. Neben ihrem Platz lag eine Zeitung, die jemand liegengelassen hatte.

Mechanisch griff sie nach ihr und fing an zu lesen, nur um sich mit etwas anderem als dem Unglück beschäftigen zu können. Ohne wirkliches Interesse las sie einen Artikel über die bevorstehenden Staatswahlen. Die Namen aller Kandidaten samt einigen Angaben zu ihrer Person waren erwähnt. Es gelang ihr zwar nicht, sich richtig auf den Inhalt zu konzentrieren, weil immer wieder das grauenhafte Bild vor ihren Augen auftauchte. Langsam erholte sie sich vom Schock und erreichte das Schulgebäude. Dort stand sie bald vor der strengblickenden Präsidentin der Prüfungskommission. Sie musterte Alenka mit kalten Augen und richtete ihre erste Frage an sie: »Erzählen Sie uns bitte alles, was Sie über die bevorstehenden Wahlen wissen!«

Und da erinnerte sich Alenka an das, was sie im Bus gelesen hatte, die Namen der Kandidaten samt ihrem Steckbrief und der Distriktzugehörigkeit. Sie vermochte einen fließenden Bericht über die Wahlen zu erstatten.

Die Präsidentin achtete aufmerksam auf jedes Wort und wandte sich dann lächelnd zu den andern Kommissionsmitgliedern: »Ich bin von dieser Antwort befriedigt und finde, daß es unserer Schule zur Ehre gereicht, eine Studentin mit solch großem politischem Interesse aufzunehmen!«

So wurde Alenka Studentin, und nach Beendigung des Studiums schloß sie ehrenvoll mit einem staatlich anerkannten Diplom ab.

Viele Leute befanden sich in derselben Notlage wie wir; auch sie hatten keine Wohnung, sondern waren nur notdürftig untergebracht. Da keine Hoffnung bestand, eine Wohnung zu finden, schlossen sie sich zu einer Genossenschaft zusammen, und die Behörden erteilten ihnen die Bewilligung, selber Wohnhäuser zu bauen. So

hatten sich auch zwölf Familien zusammengetan, vier davon waren christlich. Sie kannten die Situation meiner Frau und hatten sie eingeladen, der Genossenschaft beizutreten, wobei sie ihr jede erdenkliche Hilfe zusicherten.

Das alles hatte ein Jahr vor meiner Entlassung begonnen, und Erna freute sich, daß wir bald nach meiner Heimkehr ein eigenes Heim haben würden. Doch ging es nur mühsam vorwärts, weshalb ich mich ja auch nach einer Wohnung umgesehen hatte. Es sollte noch zwei Jahre dauern, bis das Haus bezugsbereit war. Der Bau befand sich in einem kleinen Dorf, etwa vierzig Kilometer außerhalb Prags. Wenn Erna und die Kinder mitarbeiten wollten, mußten sie mit Zug oder Bus hinfahren. Für die Leute, welche in der Gegend wohnten, war es viel einfacher, ihre Freizeit einzusetzen. Mir selber war es wegen des schlechten Gesundheitszustandes lange nicht möglich, meinen Anteil zu leisten, und als ich es endlich wagen konnte, fiel ich von der Leiter und brach mir zwei Rippen. Wir taten unser Bestmöglichstes. Als das Haus fertig war, erhielten alle Genossenschafter eine Abrechnung. Einige hatten ihren Anteil an die Kosten durch treue Mitarbeit voll beglichen, wir jedoch schuldeten umgerechnet noch tausend Dollar. Unser monatliches Einkommen betrug hundertfünfzig Dollar, so daß diese Schuld eine enorme Belastung bedeutete.

Wir hatten den Betrag bis zum 1. Oktober einzubezahlen. Beim zuständigen Beamten der Nationalbank erkundigten wir uns, ob wir ihn nicht in monatlichen Raten entrichten könnten. Das wurde jedoch nicht erlaubt, es wurde kein Aufschub bewilligt.

»Was sollen wir denn tun?« fragten wir, »wir werden nicht bezahlen können.« – »In diesem Fall«, erklärte man uns, »wird Ihre Wohnung weiterverkauft, und Sie er-

halten den ihrer Arbeit entsprechenden Anteil zurückerstattet.«

Dieser Bescheid traf uns tief, hatten wir doch viel Mühe, Opfer, Arbeit und Zeit investiert und uns unendlich gefreut. Nun sollte alles an der Geldfrage scheitern. Ich machte mir auch Sorge wegen der Zukunft. Was würde geschehen, wenn der Spitalverwalter es nicht mehr zulassen würde, daß ich im Schwesternhaus bei meiner Familie wohnte? Er hatte die Erlaubnis nur für vorübergehend gegeben.

In unserer großen Bedrängnis wandten wir uns wieder einmal mehr an Gott, der uns in der Vergangenheit nie im Stich gelassen hatte, und wir hofften auf sein Eingreifen. Ganz unerwartet erhielten wir einen Brief aus Amerika. »Wie leben Sie? Was brauchen Sie?« stand in dem Schreiben, das mit dem fast unleserlichen Namen Bertram Rodda unterzeichnet war. Wir hatten von diesem Namen nie gehört. Wer war das? Was wollte er? Wir beantworteten den Brief nicht, weil wir fürchteten, daß man uns eine Falle stellen wolle. Größte Vorsicht war geboten!

Bald darauf erreichte uns ein zweiter Brief. Diesmal hatten wir eher den Eindruck, daß er ehrlich gemeint sei. Offenbar kümmerte sich wirklich jemand um uns. Aber wer und weshalb? Vorsichtig schrieben wir zurück und teilten mit, daß es uns soweit gut gehe und wir für die freundliche Nachfrage bestens dankten.

Als dann ein dritter Brief kam, fanden wir heraus, daß der Schreiber zur Heilsarmee gehörte. Er stellte uns ungefähr zwanzig bestimmte Fragen. Ich beantwortete nur einige davon. Darauf kam wieder ein Brief, in dem mit grüner Tinte geschrieben stand: »Sie haben die Fragen sieben, neun, dreizehn und siebzehn nicht beant-

wortet; bitte tun Sie das ohne Zögern!« So gab ich schließlich die gewünschte Auskunft.

Langsam wurde mir klar, was hier geschah: Gott wollte uns helfen! Irgend jemand, der uns liebte, mußte Oberst Rodda in Oakland unseren Namen und unsere Geschichte mitgeteilt und sein reges Interesse für uns geweckt haben. Er und seine Gattin hatten schon lange für uns gebetet, und nun wollten sie uns auch in praktischer Beziehung beistehen. Später waren sie es auch, die uns den Weg nach Amerika ebneten.

Oberst Rodda hatte gut daran getan, als er seine Identität nicht gleich am Anfang preisgab; er wollte uns nicht gefährden. Als er nun mehr von uns wußte, setzte er sich mit zwei christlichen Freunden in Verbindung, einem Juristen und einem Finanzier.

Inzwischen aber rückte der Termin näher, an dem wir unseren Beitrag bezahlen sollten. Erna betete ernstlich, und auch ich tat es getreulich, doch mein Herz war schwer; das Leben schien mir zu mühsam zu sein, der nervenaufreibende Existenzkampf machte mich müde. Es erging mir wie dem Propheten Elia, der unter dem Ginsterstrauch betete: »Ach Herr, Herr . . . «

Am Tage vor dem Termin erhielten wir einen Brief aus den Vereinigten Staaten mit einem Scheck von tausend Dollar. Ich war nicht zu Hause, als er eintraf, doch sobald ich die Türe öffnete, merkte ich, daß etwas geschehen war. »Josef«, sagte meine Frau mit ihrem alten gewohnten Lächeln – und aus ihren Augen leuchtete der Glanz des Siegglaubens –, »Gott hat unsere Gebete erhört!«

Sie gab mir den Brief. Ich vergaß meine Müdigkeit und den Hunger und las wie im Traum das Schreiben. Ich konnte immer nur flüstern: »O Gott, hab Dank, hab Dank! Wir brauchen uns also nicht zu trennen, wir

dürfen beisammenbleiben und können die neue Wohnung beziehen! O Jesus, wie bist du gut!«

Oberst Rodda schrieb uns, daß seine beiden Freunde das Geld gegeben hätten. Wir priesen Gott dafür, daß sie die Lasten anderer auf sich genommen hatten, bezahlten unsern Anteil und bezogen die neue Wohnung. In jenem Dorf fanden wir auch eine kleine, lebendige Gemeinde der Böhmisches Brüder, und wir beteiligten uns mit viel Freude an der Sonntagsschularbeit, die hier zur Ehre Gottes blühte.

Unser Heim stand allen offen, die irgendwie in Not waren, Ermutigung brauchten oder Gemeinschaft durch Zeugnis und Gebet suchten. Wir schätzten uns glücklich, als uns später einer der beiden Freunde aus den Staaten samt seiner Familie besuchte; er befand sich auf einer Weltreise. Wir verbrachten einen Abend mit Liedern, Gebet und Lobpreis für den Herrn, dessen treue Fürsorge wir auf so mannigfache Weise erfahren hatten. »Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist!« sang unser Herz mit dem Psalmisten.

»Wer hat dir hier geschrieben?«, fragte mich Erna, als ich eines Abends von der Arbeit nach Hause kam, und sie überreichte mir eine Postkarte. Ich las sie. Nichts Besonderes, nur ein Gruß von Krejci. Krejci?

»Doch, ich weiß. Er war mit mir in derselben Zelle.«

Und so erinnerte uns diese Karte an ein Erlebnis, das wir erst jetzt richtig zu sehen vermochten. Erna hatte im Auftrag des Roten Kreuzes von Brünn eine alte Dame gepflegt, die wirtschaftlich recht gut gestanden hatte, bevor ihr Gatte starb. Auch als Witwe wohnte sie in einem komfortablen Heim, wo sie mit ihrem einzigen Sohn lebte. Eines Tages fand Erna sie in Trauer und Sorge.

»Was ist geschehen, Frau Krejci, weshalb die Tränen? Haben Sie Schmerzen? Lassen Sie mich Ihr Bein sehen. Ich bin sicher, daß Sie sich besser fühlen werden, wenn ich den Verband gewechselt habe«, sagte Erna. Und während sie das Bein versorgte, entlastete die alte Frau ihr Herz. »Sie wissen, daß ich nur einen einzigen Sohn habe, der meine Freude und mein Stolz ist. Er war stets ein lieber Sohn und ein guter Schüler. Nun hatte er eine gute Stellung bei einer Bank. Er war aber nicht Mitglied der Partei und wurde entlassen. Weil er fürchtete, verhaftet zu werden, versuchte er zu flüchten.«

»Und wo ist er nun?«, fragte Erna. Frau Krejci begann zu weinen: »Das ist das Schlimmste, daß ich nicht weiß, wo er ist. Ich weiß nur, daß sie ihn gefaßt und ins Gefängnis gebracht haben. Außerdem habe ich gehört, daß Gefangene geschlagen und gefoltert werden. Und es gibt Gefangene, die schlecht sind, und die ihm Schaden zufügen könnten. Wenn sie ihn doch in eine Zelle zu einem anständigen Mann legen würden. Ich kann nicht schlafen, weil ich an meinen Sohn denken muß. Zweimal sind Geheimagenten hier gewesen und haben die Wohnung durchsucht.«

Erna verstand sie sehr gut, kannte sie doch dieselben Sorgen. Sie legte ihren Arm um die alte Frau und sagte mitleidsvoll: »Weinen Sie nicht. Wir wollen unseren Kummer zu Jesus Christus bringen. Er kann uns helfen – in all unserer Bedrängnis. Wir wollen für Ihren Sohn beten, daß ihn der Herr beschütze.«

So betete sie, und die Frau weinte. Währenddessen begann Gott sein Werk am andern Ende. Ich werde jene Nacht nie vergessen, als ich durch das Rasseln des Schlüssels in der Zellentüre geweckt wurde. Ich erhob mich von meiner rauhen Matratze. Die Türe öffnete sich, und vier Wärter stießen einen Mann herein.

»Sie sind dafür verantwortlich, daß er sich nicht erhängt!« schrien sie beim Hinausgehen.

Der junge Mann stand unentschlossen bei der Türe. Er schaute sympathisch drein und war gut gekleidet. Sein teurer Pelzmantel war offen und sein weißes Hemd voll Blut, das von Mund und Nase tropfte. Sein Gesicht war aufgeschwollen.

Tiefes Mitleid erfüllte mich. Er lehnte sich nun an die Wand, und ohne meinen Beistand wäre er sicherlich zusammengebrochen. Ich half ihm, als er sich auf die Matratze niederlegte. Mit einem Fetzen Stoff versuchte ich sein Gesicht zu waschen. Seine Nase war gebrochen, und er hatte eine böse Wunde an seiner Oberlippe. Er konnte nicht sprechen. Ich netzte mein Tuch erneut und legte es über seine Augen und seine Nase. Dann legte ich mich vorsichtig neben ihn. Er atmete rasch und stöhnte von Zeit zu Zeit. Immer wieder schaute der Wärter durch das Guckloch. Zuletzt schaltete er das Licht aus, und Dunkelheit deckte das erschütternde Bild zu.

Als der Tag graute, erhoben wir uns; wir hatten keine gute Nachtruhe gehabt. Mein Zellengenosse schaute schrecklich aus. Nase und beide Augen waren schwarz. Er setzte sich auf den Boden und litt offensichtlich sehr. Er sagte immer noch kein Wort. Als die Zeit verfloß, begann ich zu sprechen, und bevor der Abend gekommen war, hatte ich sein Vertrauen gewonnen. Er erzählte mir seine Geschichte, die typische Geschichte des Versuchs einer illegalen Grenzüberschreitung, bei der er, wie so viele andere in jenen Tagen, geschnappt worden war.

Er sagte: »Ich hatte keine andere Wahl. Die Geheimpolizei war hinter mir her wegen meiner früheren anti-kommunistischen Tätigkeit.«

»Mein Verbrechen«, erzählte ich ihm, »war meine kirchliche Arbeit und das Predigen des Gotteswortes. Wissen Sie, ich war Heilsarmeeoffizier in Brünn.«

Mit großem Interesse wandte er sich mir zu. »In Brünn? In der Heilsarmee? Ich bin aus Brünn, und ich kenne eine Krankenschwester, die fast täglich zu meiner kranken Mutter kommt. Diese Schwester gehörte zur Heilsarmee, bevor sie aufgelöst wurde. Sie ist eine liebenswerte Frau, und meine Mutter hat sie sehr gern.«

Mein Interesse war erwacht. Ich kannte alle Mitglieder meiner Gemeinde in Brünn, doch wußte ich nichts von einer Krankenschwester.

»Kennen Sie ihren Namen?«, fragte ich.

»O ja, sie heißt Frau Korbel«, antwortete er.

Ich sprang auf. »Korbel, Erna Korbel? Dann ist sie meine Frau!« erklärte ich mit größter Überraschung. Und als er mir mehr Einzelheiten berichtete, war ich völlig sicher. Wie dankbar war ich für die Nachrichten. Erna war nicht im Gefängnis, wie ich damals noch gefürchtet hatte. Daß die Heilsarmee nicht mehr bestand, machte mir tiefen Kummer, obgleich ich nicht überrascht war.

Während Erna mit der alten Frau betete, antwortete Gott, indem er die Wärter veranlaßte, den Sohn in meine Zelle zu bringen, wo er ein neues Leben im Glauben an Jesus Christus beginnen durfte, genauso wie seine Mutter zu Hause.

Bald wurde Krejci in eine andere Zelle gebracht, doch der Same, der in sein Herz gestreut war, ging auf.

Erst jetzt, als ich die Postkarte erhielt, wurden wir uns bewußt, wie wundervoll Gott gehandelt und uns in derselben Sache gebraucht hatte, ohne daß wir es wissen konnten.

Wir genossen die neue Wohnung und schätzten es sehr, genug Platz und die Möglichkeit zu haben, ungestört lesen, studieren und beten zu können. Helmuth und Eva hatten eine kleine Zweizimmerwohnung. Der eine Raum war ohne Fenster, und sie hatten weder Badezimmer noch Wasser. Dieser »Luxus« wurde von allen Bewohnern des Stockwerkes gemeinsam geteilt; er befand sich am Ende eines langen Ganges. Darum nahmen wir Erika, ihr erstes Kind, gleich nach der Geburt zu uns. Auch Alenka verheiratete sich, und weil sie drei Jahre lang keine Wohnung fand, wohnte sie mit ihrem Mann bei uns. Nebst Viktor, dem Jüngsten, gehörte auch die alte Tante Maria zum Haushalt. So war unser Heim voll belegt, aber Liebe und gegenseitiges Verständnis ermöglichten ein gutes Einvernehmen, und wir hätten restlos glücklich sein können, doch . . .

»Ich mußte heute zur Polizei«, ließ mich Erna wissen, als sie abends von ihrer Arbeit heimkam. »Weshalb denn?« erkundigte ich mich beunruhigt. Es kam öfters wieder vor.

»Ach, sie fragten mich, wo ich am letzten Sonntagnachmittag mit meiner Gitarre gewesen sei. Ich sagte, daß ich in den Wald gegangen wäre, wo sich meine Kinder mit ein paar anderen Jugendlichen getroffen hätten. Doch sie glaubten mir nicht. Ein Polizist sagte, ich hätte einen christlichen Gottesdienst gehalten.«

Doch das stimmte nicht, denn Erna hatte die jungen Leute nicht gefunden, und so hatte sie alleine für sich gesungen. Gott hatte seine schützende Hand über sie gehalten!

Nach einigen Tagen wurde sie erneut auf den Polizeiposten zitiert. Die erste Frage lautete: »Weshalb singen Sie zu Hause so oft fromme Lieder? Kennen Sie keine

anderen? Ihre Nachbarn beklagen sich über diesen religiösen Singsang.«

Meine Frau war überzeugt, daß diese letzte Behauptung nicht stimmte und antwortete deshalb furchtlos: »Meine Herren, kann ich zu Hause nicht singen, was ich will? Sie propagieren doch, daß wir in unserm Lande religiöse Freiheit hätten? Das wäre nicht der Fall, wenn ich keine christlichen Lieder singen dürfte. Woher wissen Sie überhaupt, was ich singe?«

Der Hinweis auf die religiöse Freiheit paßte den Herren nicht. »Sie sind eine unverschämte Person«, wies sie einer zurecht. »Wir warnen Sie! Wir wissen viel mehr von Ihnen, als Sie denken. Es ist zum Beispiel bekannt, daß Ihre Nachbarin häufig zu Ihnen kommt und daß Sie miteinander über diesen religiösen Unsinn sprechen, als gäbe es keinen anderen Gesprächsstoff. Sie können von Glück sagen, daß Sie nur zu zweit waren, eine Person mehr, und Ihre Zusammenkunft wäre eine verbotene religiöse Versammlung gewesen und Sie wären verhaftet worden. Nehmen Sie sich in acht!« Mit einigen weiteren Ermahnungen wurde Erna entlassen.

Auf dem Heimweg überlegte sie, woher die Polizei wissen konnte, was bei uns zu Hause geredet wurde. Dann dämmerte es ihr plötzlich: Ein Abhörgerät! Das mußte es sein. Vor nicht langer Zeit war oberhalb der Wohnzimmerdecke heftig geklopft und gehämmert worden. Als sie die Wohnungsinhaber darauf angesprochen hatte, waren sie sehr verlegen geworden. Wir wußten, daß sie aktive Parteimitglieder waren. Doch hatten wir ein gutes Verhältnis zu ihnen; wir wünschten sehr, daß es uns gelingen möchte, ihnen hin und wieder etwas von Jesus zu sagen, und wir hatten deshalb auch keinen Argwohn gegen sie gehegt.

Von Abhörgeräten hatten wir schon gehört. Jemand

erzählte uns, daß ein Telefonmonteur gekommen sei, um – wie er sagte – die Leitung zu reparieren. Kurz darauf mußte er zur Polizei, wo man ihm seine regimiefeindliche Haltung vorwarf. Als er sich herausreden wollte, ließ man zur Beweisführung ein Tonband laufen, auf dem er seine Stimme erkannte und hörte, wie er mit einem Freund die politische Situation kritisierte.

Daß es nun ein solches Abhörgerät auch in unserer Wohnung gab, bekümmerte Erna sehr. Wie konnte sie das mit einem ihrer Lieblingsverse aus der Bibel in Übereinstimmung bringen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen? Sinnend ging sie nach Hause. Sie erinnerte sich, daß sie gerade am Morgen darum gebetet hatte, Gott möchte ihr Gelegenheit schenken, auch den Kommunisten von ihm zu erzählen. Jetzt hatte sie eine wunderbare Möglichkeit!

Als ich abends heimkam, sagte sie ganz ruhig: »Komm ins Wohnzimmer, wir wollen Evangeliumslieder singen!« Müde und hungrig wie ich war, hatte ich keine Lust dazu. »Warum gerade jetzt und für wen?« erkundigte ich mich, und sie unterrichtete mich mit leiser Stimme: »Wir werden überwacht, über unserer Decke befindet sich ein Mikrophon.« Flüsternd erzählte sie mir vom Gespräch auf dem Polizeiposten.

In der Folge setzten wir uns oftmals bequem in unsere Sessel und sangen und sprachen von Jesus, in der Hoffnung, daß am andern Ende der Leitung jemand vom Heiligen Geist berührt und bewegt werde. Vielleicht werden wir im Himmel jemanden antreffen, der uns hier zugehört hat.

Doch nicht immer nahmen die Dinge ein gutes Ende. Manchmal endete eine harmlose Sache als Tragödie, wie bei unserem Freund Kaspar, der einen kleinen Buchladen hatte. Er war ein vielseitiger Mann und sehr beliebt.

Für alle hatte er ein freundliches Wort. Seine Bemerkungen, mit denen er die Kunden erfreute, waren unschuldig und humorvoll zugleich. Selbst wenn er keinen Spaß machte, lächelten die Leute. Einige Bücher, die er geführt hatte, waren verboten worden, dafür hatte man ihm Bücher zugeteilt, welche für kommunistische Ideologien warben.

Eines Tages erhielt er wieder eine Sendung. Als er sie kontrollierte und die Bücher auspackte, erregten drei sein besonderes Interesse. Eines trug den Titel »Im Schatten der amerikanischen Wolkenkratzer« und beschrieb in übertriebener und einseitiger Weise Arbeitslosigkeit und Rassismus. Der zweite Titel lautete: »Weit weg von Moskau«. Hier handelte es sich um eine Liebesgeschichte, die sich weit entfernt von aller Zivilisation abspielte. Das dritte hieß: »Ich möchte leben!« und handelte von den Problemen unterentwickelter Gebiete.

Kaspar hatte nun eine Idee, die er auch gleich ausführte. Am nächsten Morgen konnte man in der Mitte des Schaufensters die Neuerscheinungen bewundern. Sie lagen dort, für jedermann unübersehbar, in folgender Reihe ausgestellt: »Ich möchte leben« – »Weit weg von Moskau« – »Im Schatten der amerikanischen Wolkenkratzer«.

Während des ganzen Morgens drängten sich die Leute lachend vor dem Schaufenster und machten ihre Spässe: »Ja, das möchte ich auch, das möchten wir alle!« Bald war der neueste Scherz des Buchhändlers im ganzen Ort bekannt. Selbst kleine Buben, die den Sinn nicht verstanden, lachten darüber und riefen: »Ich möchte weit weg von Moskau im Schatten der amerikanischen Wolkenkratzer leben!«

Armer Kaspar! Am Nachmittag holte ihn die Polizei von Geschäft und Familie weg. Ich konnte mir vorstel-

len, wie er dann mit einem lächelnden Gesicht und Tränen in den blauen, ehrlichen Augen den Zellengenossen seine Geschichte erzählte. Er verbrachte fünf Jahre im Gefängnis, weil er seiner Eingebung nachgegeben und die Bücher in der herausfordernden Art ausgestellt hatte.

Nach seiner Verhaftung kümmerten wir uns um seine Gattin. Wer konnte sie besser verstehen als wir? Wir beteten mit ihr, und dankbar nahm sie die Botschaft von Gottes Liebe auf, die so groß ist, daß sie auch schmerzliche Lebenserfahrungen in Segen zu wandeln vermag.

Die Zeit der Gefangenschaft war für Kaspar hart. Doch auch er durfte später erleben, daß seine Tränen getrocknet wurden, als ihn Jesus durch seinen Geist berührte.

23 Auf Wiedersehen, mein Sohn!

»Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt!« (Hiob 1, 21).

In einer geschlossenen Versammlung für junge Christen fand unser Sohn Helmuth den Weg zu Gott zurück. Wie das vor sich ging, weiß ich nicht, aber als wir ihn von der rettenden Macht Jesu Christi Zeugnis ablegen hörten, waren wir so erfreut und bewegt, daß wir die Tränen nicht verbergen konnten. Helmuth war während vieler Jahre direkt von Gott weggelaufen, voller Haß und Bitterkeit und tief unglücklich. Wieviel Kummer hatten wir uns seinetwegen gemacht – aber nun war das alles vorbei. Er gab sogar das Rauchen auf und sang, statt zu spotten, Jesuslieder. Unsere Herzen waren voll Lob und Dank, und wir hatten nicht die leiseste Ahnung von den kommenden Glaubensprüfungen, die ihn wiederum in den Abgrund tiefster Verzweiflung stürzen sollten.

Es war 1964, ein paar Tage vor Ostern, als Viktor, unser Jüngster, für einen freien Tag aus dem Militärdienst heimkam. Wie alle anderen jungen Männer war er mit 18 Jahren eingezogen worden. Die Söhne aus christlichen und antikommunistischen Familien wurden einem besonderen Regiment, den sogenannten »Schwarzen« zugeteilt, womit die Farbe ihrer Uniformabzeichen gemeint war. Sie wurden nicht für Kampfhandlungen gedrillt, sondern für Schwerarbeiten beim Straßenbau, in den Grubenwerken und auf den Feldern eingesetzt.

Wir freuten uns sehr, Viktor nach vielen Monaten der Trennung wieder zu sehen. Leider mußte er uns am selben Abend wieder verlassen und während der Nacht

zur ungarischen Grenze zurückfahren. Da wir an diesem Abend an einer Gebetsversammlung teilnehmen wollten, begleiteten wir ihn nicht zum sechs Kilometer weit entfernten Bahnhof. Wie sehr bereuten wir dies später!

Bevor wir Abschied nahmen, hielten wir unsere Familienandacht. Viktor hatte ihr jeweils, bevor er eingerückt war, beigewohnt, sich aber recht passiv verhalten. Er war in den Jünglingsjahren gleichgültig geworden, hatte aber gewöhnlich respektvoll zugehört, ohne niederzuknien und zu beten. So erwarteten wir auch jetzt nichts anderes.

Wie staunten wir daher, als wir uns erheben wollten und sahen, daß er an unserer Seite kniete – und nun laut zu beten begann! Wie oft hatten wir Gott angefleht, daß er sich seiner erbarmen möge, und nun erlebten wir die Erhörung. Wir fühlten, wie der Heilige Geist im Herzen unseres Sohnes wirkte. Nie zuvor hatten wir ihn so einfach, andächtig und aufrichtig beten hören. Er bat den Herrn, ihm seine Sünden zu vergeben, ihn wieder als sein Kind anzunehmen und ihm zu helfen, als ein wahrer Zeuge dazustehen.

Weder meine Frau noch ich wagten irgendeine Frage zu stellen. Unsere Herzen flossen über von Dankbarkeit. Wir wollten uns nicht in das Wirken des Heiligen Geistes einmischen. Da wandte sich Viktor an meine Frau und fragte: »Mama, weißt du, wo meine Bibel ist? Ich möchte sie mitnehmen?« Wie traurig waren wir gewesen, als er seinerzeit ohne sie eingerückt war, und wie freuten wir uns nun über den Entschluß.

Dann blätterte er in seiner Zeichenmappe und zog Dürers »Betende Hände« hervor. Sorgsam schob er das Blatt in seine Bibel. »Das wird mich daran erinnern, was ich jeden Tag tun soll«, erklärte er uns. Aus seiner

Brieftasche nahm er hierauf Paßfotografien und händigte jedem Familienmitglied eine aus. »Ich habe sie machen lassen, damit ihr euch an mich erinnert!«

Zuletzt legte er seine Hand auf meine Schulter mit den Worten: »Papa, es ist schrecklich, daß wir nun wieder durch eine solch große Entfernung voneinander getrennt werden.« Seine blauen Augen bekamen einen ganz ungewöhnlichen Ausdruck, so daß ich ihn an mich drückte und zu trösten versuchte: »Hab keine Angst, mein lieber Sohn, unsere Liebe und unsere Gebete begleiten dich, und du hast die Dienstzeit bald hinter dir; bald kommst du wieder heim.« In sechs Monaten würde sie zu Ende gehen.

Bevor wir uns endgültig trennten, ging Viktor noch ans Klavier und sang sein Lieblingslied: »Ich nahe mich der Stadt, die Gott zur Sonne hat; die Ewigkeit bring ich dort zu, kein Feind stört meine Ruh!« Daraufhin gingen wir zur Gebetsversammlung und er zum Bahnhof.

Der Ostertag kam voller Frühlingspracht. Schon am frühen Morgen jubilierten die Vögel. Der Blust der Apfelbäume schimmerte wie ein Brautkleid, alles und jedes in der Natur schien die Auferstehung unseres Herrn zu feiern, und auch wir empfanden tief in unseren Herzen die Gegenwart des lebendigen Gottes.

Was lag näher, als daß wir für den Ostermontag einige Gleichgesinnte einluden und uns mit ihnen über die Auferstehung freuten? Wir achteten darauf, nur leise zu singen, damit uns niemand hören und – anzeigen konnte. Wir sangen sämtliche Osterlieder und priesen Gott für seine Hilfe und seinen Schutz.

Ein ungestümes Glockenzeichen ließ uns jäh verstummen. Was bedeutete das wohl? Wurden wir doch überwacht? Voll Angst ging meine Frau zur Türe. O Gott,

steh uns bei! Als sie öffnete, standen zwei Offiziere der tschechischen Armee vor ihr.

»Sind Sie Frau Korbel?«

»Das bin ich!«

»Wir bringen eine Botschaft von Ihrem Sohn Viktor«, erklärten sie und überreichten ihr seine Bibel: »In diesem Buch hat er in den letzten Tagen oft gelesen«, sagten sie in einem vorwurfsvollen Ton, als ob es sich um etwas Böses gehandelt hätte.

»Wo ist unser Sohn jetzt? Was ist denn passiert?« fragte meine Frau aufgeschreckt und griff nach ihrem Herzen.

Die Offiziere blickten einander an, und nach einigem Zögern sagte der eine ruhig: »Er ist auch hier, doch . . . «

»Wo ist er denn? Warum kommt er nicht hierher?« unterbrach ihn meine Frau, die Schreckliches ahnte. Sie wollte die Treppe hinuntereilen, aber die Offiziere hielten sie zurück. »Gehen Sie nicht hinunter, Frau Korbel, Ihr Sohn ist tot!«

»Tot? – tot? – unser Sohn ist tot?« stammelte meine Frau zitternd.

Was darnach geschah, hat sich wie ein dunkler Schatten über unser Gedächtnis gelegt. Wie in einem schrecklichen Traum vernahmen wir die unglaubliche Kunde, daß unser Sohn beim Häuserbau vom Dach zu Tode gestürzt sei.

»Wir haben den Leichnam zur Bestattung hierher gebracht«, beschlossen sie den Bericht. »Der Sarg ist am Bahnhof und wird zur Friedhofskapelle überführt werden.« Dann entfernten sie sich.

Und es war tatsächlich so, wie sie gesagt hatten. In der Friedhofskapelle fanden wir unseren Viktor im versiegelten Sarg. Mit unbeschreiblichem Schmerz betrachteten

wir sein liebes Gesicht durch das kleine Glasfensterchen. Erna und ich fielen uns in die Arme und weinten laut: »Das kann nicht wahr sein! Es kann nicht wahr sein!«

Daheim fielen wir auf die Knie und stammelten: »Gott, dein Wille geschehe!« Aber es waren nur die Lippen, die das sagten; unser Herz schrie laut: »Nein, nein!«

Alenka setzte sich später ans Klavier und spielte leise die Melodie: »Jesus, Heiland meiner Seele, laß an deine Brust mich fliehn, wenn die Wasser näher rauschen, wenn die Wellen höher ziehn!«

Wie Tautropfen fiel dieser Trost in unsere brennenden Herzen. Wir erinnerten uns an seinen Besuch und wußten, daß wir ihn in der himmlischen Heimat wiedersehen würden. Nun erst konnten wir aufrichtig sagen: »Dein Wille geschehe!« Wir hatten Frieden gefunden.

Auf dem Bestattungsamt hatten wir den Verlauf der Beerdigung zu besprechen. Der Beamte wunderte sich, weil wir gefaßt blieben. Das gab uns Gelegenheit, ihn auf Gott hinzuweisen, der in solchen Lagen Trost und Kraft zu schenken vermag.

Erst jetzt, nachdem ich ruhig geworden war, ließ ich mir die Ereignisse der letzten Stunden durch den Kopf gehen. Weshalb war der Sarg denn versiegelt? Warum konnten wir unserem Sohn nicht noch einmal übers Haar streichen, seine Stirne küssen und seine Hände drücken? Weshalb war der Sarg fest verschlossen? Irgendein Grund mußte vorliegen.

Helmuth reiste unmittelbar an den Ort, an dem sich das Unglück abgespielt hatte. Doch war Viktors Regiment inzwischen verlegt worden, und die neuen Soldaten wußten nichts von der Tragödie.

An der Beerdigung weinten wir nicht mehr. Ohne Bitterkeit lauschten wir der kleinen Musikkapelle, wel-

che zum Abschied spielte, und der kleinen Schar von Freunden, die Viktors Lied sangen: »Ich nahe mich der Stadt«. Der Pfarrer der Böhmisches Brüdergemeinde brachte uns seine Botschaft des Trostes, obgleich es ihm verboten war, als Seelsorger zu wirken. Er verdiente sich sein Brot als Fabrikarbeiter.

Eine oder zwei Wochen später erhielten wir einen Brief, der etwas Licht in die rätselhaften Umstände von Viktors Tod brachte. Ein Dienstkamerad teilte uns mit: »Wir alle hatten Viktor gern, er war ein guter Kamerad. Die letzten Tage werden uns unvergeßlich bleiben. Er las uns oft aus der Bibel vor und sprach über Gott. Am Karfreitagmorgen fragte er uns: ›Kameraden, wißt ihr, was wir heute für einen Tag haben?‹ Wir wußten nur, daß die freien Ostertage vor uns lagen.

›Heute ist Karfreitag«, sagte er und las die Kreuzigungsgeschichte aus dem Evangelium vor. Dann fragte er, ob wir mit ihm einen Gottesdienst im Dorf besuchen wollten, falls überhaupt einer stattfinden würde. Viele Kirchen sind ja geschlossen, und viele sind schon während des Krieges zerbombt worden. Wir waren alle einverstanden, ihn zu begleiten, vorausgesetzt, daß die Offiziere die Einwilligung gäben.

›In Ordnung«, sagte Viktor, ›darum werde ich mich kümmern.« Doch die Offiziere wurden zornig, als er sein Anliegen vorbrachte. Wir hörten sie fluchen und ihn noch außerhalb des Büros, im Hof, beschuldigen, daß er mit seinem religiösen Einfluß die ganze Kaserne vergifte. Viktor kam nicht mehr zurück. An diesem Tage wurde unser Ausgang gesperrt. Am andern Morgen war Viktor tot: erschossen.«

Wir erfuhren die ganze Wahrheit nie. Gott allein weiß, was wirklich geschehen ist, und er wird gerecht richten. Viktors Grab befindet sich in einer Ecke des Friedhofs.

Wahrscheinlich kümmert sich niemand mehr darum; vielleicht legt auch hin und wieder jemand ein paar Feldblumen auf das einsame Grab. Doch das ist nicht wichtig. Durch Gottes Gnade werden wir ihn wiedersehen. Gottes Wege sind heilig, auch die unverständlichen; wir preisen ihn dafür.

24 Der Segen des Leids

*»Wundert euch nicht, daß euch die Versuchung wie ein Feuer bedrängt . . ., sondern freut euch, daß ihr mit Christus leidet, damit ihr auch zur Zeit der Offenbarung seiner Herrlichkeit jubeln und euch freuen könnt«
(1. Petr. 4, 12 f.).*

Ein sommerliches Gewitter kann eine belebende und erfrischende Wirkung haben: Die dunklen, schweren Wolken sind weggefegt, und ein klarer, blauer Himmel erstrahlt in neuer Pracht. Auf allen Gräsern, Blumen und Bäumen glitzern die silbernen Regentropfen. Die Vögel, die sich vor dem Sturm ängstlich ins Nest verkrochen hatten, jublieren wie nie zuvor, und die ganze Luft ist von einem wunderbar würzigen Duft erfüllt.

Ähnlich erging es mir nach dem Verlust unseres lieben Sohnes. Das tiefe Leid brach mein Innerstes auf und öffnete es dem wundersam göttlichen Trost. Reue- und Trauertränen vermischten sich, Gottes Gegenwart wurde mir in ganz neuer Weise bewußt. Die letzten schlechten Gewohnheiten und Verhaltensweisen, welche ich aus den Jahren der Gefangenschaft mitgebracht hatte, wurden nun weggeschwemmt, und die quälenden Schuldgefühle, die mich immer wieder überfallen hatten, verschwanden. Mein Leben war neu geheiligt. Gottes Friede erfüllte mich. Das blieb auch dann so, wenn mir die Erinnerungen Tränen in die Augen trieben. Die Bitterkeit war weg; ich konnte Gott wirklich von ganzem Herzen loben.

Doch für Helmuth war dies nicht so. Sein Herz war aufs tiefste getroffen. Die beiden Söhne hatten sich so

nahe gestanden, sich so herzlich geliebt! Als ich verhaftet worden war, wurde der ältere dem um sechs Jahre jüngeren zum Beschützer und Berater, und Viktor hing sehr an seinem Bruder.

Darum stieg in Helmuth all die Bitterkeit wieder auf. Ich erinnere mich an den Tag nach der Beerdigung. Er war zu uns gekommen und wollte die Nacht über bleiben, und so tief traurig, daß wir Angst um ihn haben mußten. Er aß nicht, er trank nicht, sondern starrte nur ins Leere.

Sein Gesicht zeugte von einem furchtbaren inneren Kampf. Ich sah, wie der alte Geist des Widerspruchs die Oberhand gewann und wie er sich voll Groll gegen Gott auflehnte. Spät in der Nacht verließ er uns. Da ich auch nicht geschlafen hatte, hörte ich ihn gehen und machte mir Sorgen. Ich wollte aber meine Frau nicht wecken und stand ganz leise auf, um nachzusehen. Es war April und sehr kühl. Wohin sollte ich gehen? Welche Richtung hatte er eingeschlagen? Instinktiv ging ich zum Friedhof. Das große Eisentor war verschlossen. Durch die Dunkelheit tastend, begab ich mich auf die andere Seite des Kirchhofs, wo die Mauer niedrig war, und kletterte darüber. Dann schritt ich die Gräberreihen ab. Ich hatte mich nicht getäuscht. Vor Viktors frisch aufgeworfenem Grabhügel fand ich unsern Ältesten halb kniend, halb liegend. Sanft berührte ich seine Schultern: »Komm heim, Helmuth, mein Sohn! Die Nacht ist kalt, du wirst krank werden, und dann verlieren wir auch dich. Ich weiß, wie elend dir zumute ist, aber Gott . . . «

»Papa, laß mich bitte, bitte alleine! Wie kannst du von Gott reden? Er ist grausam, grausam! Haben wir nicht schon alle genug durchgemacht? Papa, ich liebe dich und Mama, und ich weiß, daß ihr mich auch liebt, aber bitte, bitte, erwähne nie mehr vor mir jenen Namen, sprich

nicht mehr von ihm, laß mich alleine! Ich will nichts mehr von ihm hören!«

Es lief mir eiskalt über den Rücken. Helmuth erhob sich und umarmte mich schluchzend. Das waren seine ersten Tränen seit Viktors Tod. Wir kletterten beide wieder über die Mauer und trennten uns. Helmuth wandte sich der in tausend Lichtern schimmernden fernen Hauptstadt Prag zu, um dort seinen Kummer und seinen Schmerz zu vergessen. Ein gebrochener junger Mann! Ich lenkte meine Schritte heimwärts, voll Leid um meine Söhne. Nicht so sehr um den bangte ich, der hier auf dem Friedhof ruhte, ihn wußte ich in Gottes Vaterliebe geborgen. Vielmehr der andere, der in die Dunkelheit gegangen war, tat mir so furchtbar leid. Wie sollte er ohne Gott die Härten des Lebens durchstehen? Meine Gebete und meine Liebe begleiteten ihn.

Erna und ich trugen schwer an diesem Kummer; Gott enttäuschte uns nicht. Helmuth hat sich geändert; aber bevor dies geschehen konnte, mußte er viele schwere Kämpfe durchstehen, die wir alle mit ihm erlitten.

Jeder Mensch hat eine andere Natur. Einige können sich leicht den Verhältnissen anpassen, sich dem Willen anderer unterstellen oder die Ansicht der Mehrheit übernehmen. Andere vermögen das nicht. Sie brauchen Freiheit, Weite und Selbständigkeit, damit sie ihre Ideen und Pläne verwirklichen können. Wenn sie diese Handlungsfreiheit nicht besitzen, dann fühlen sie sich wie eingesperrte Vögel und schlagen an die Käfigstäbe, bis sie tot sind.

Helmuth war von dieser Art. Seine bitteren Gefühle gegen das Regime, das ihm für viele Jahre den Vater geraubt, die glückliche Kindheit zerstört und die ersehnte Bildung verwehrt hatte, stärkten seinen angeborenen Widerspruchsgeist. Der Tod seines geliebten

Bruders war ein neuer Schlag. Natürlich hatte er auch ausgezeichnete Anlagen. Er war ein hart arbeitender junger Mann, treu und unbestechlich. Aber daß ihm befohlen wurde, was er zu tun und wo er zu arbeiten habe ohne Berücksichtigung seiner eigenen Wünsche, das ertrug er nicht. Ganz offen prangerte er einige Leute in leitender Stellung wegen der Sinnlosigkeit ihrer Anordnungen an und machte sich mit bitterer Ironie über die Regierung lustig. Wir konnten ihm voraussagen, wohin eine solche Haltung führen mußte und baten ihn inständig, sie zu ändern. Wir flehten ihn an, sein Leben wieder Gott anzuvertrauen, der uns Herzensfrieden und Weisheit schenken kann, auch in schwersten Zeiten. Aber es war alles vergeblich.

Eines Tages wurden unsere Befürchtungen wahr. Helmuth wurde wegen Arbeitsverweigerung und als Staatsfeind verhaftet und zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt. Es zerriß uns das Herz, als er uns ein letztes Mal hinter den Gittern zuwinkte!

Jetzt waren beide Söhne fort. All diese Ungerechtigkeit war schwer zu erdulden. Wenn unsere Familie nicht so bitter verfolgt worden wäre, wäre Helmuth nie auf diesen Weg gekommen. Mit zwölf Jahren war er zu jung, um all diese Stürme ungefährdet zu überstehen. In normalen Verhältnissen hätte die Liebe und der Glaube an Gott einen anderen Menschen aus ihm gemacht. Nun konnten wir nichts mehr für ihn tun, als ihn immer wieder der Gnade Gottes anzubefehlen. Wie bewunderte ich meine Frau! Ihr Mutterherz war tief verwundet, aber demütig und ergeben ging sie ihren Schmerzensweg. Welch ein Beispiel und welche Ermutigung war sie für mich!

25 Exodus

»Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten wohl gesehen, und ihr Schreien über ihre Treiber habe ich gehört; ja ich kenne ihre Leiden. Darum bin ich herniedergekommen, sie aus der Gewalt der Ägypter zu erretten und sie aus jenem Land hinauszuführen in ein schönes, weites Land, in ein Land, wo Milch und Honig fließt« (2. Mose 3, 7–8)

Im Januar 1967 trat ich in den Ruhestand. Im Februar desselben Jahres gewann ein neuer, liberaler Führer, Alexander Dubcek, das Vertrauen aller Klassen, der Gebildeten wie der Arbeiter, der Jungen wie der Alten. Die Massenmedien versicherten dem Volke, daß fortan alle Nachrichten der Wahrheit entsprechen würden, selbst die unerfreulichen. Wenn die Geheimpolizei Ungerechtigkeit und Grausamkeit beim Verhör von Verhafteten anwandte, wurde in der Tagespresse darüber berichtet; viele Verbesserungen und Änderungen wurden vorgeschlagen. Auch in religiöser Beziehung wurde mehr Freiheit gewährt. Überall wehte ein frischer Wind, und neue Hoffnung erfüllte die ganze Nation. Jedermann ging mit neuem Mut und Freude an seine Arbeit.

Im Frühling pachtete ich einen kleinen Garten und erstellte darin ein Bretterhäuschen. Dort verbrachte ich nun die meiste Zeit inmitten vieler Blumen und im Schatten der Bäume. Wenn ich nicht gärtnerete, dann widmete ich mich einer alten Liebhaberei, ich malte. In der Einsamkeit fühlte ich Gottes Nähe besonders stark, und ich erholte mich so gut, daß ich mich mit den

Ungerechtigkeiten der Vergangenheit aussöhnte. Ich konnte alle Führungen dankbar bejahen, Stürme und Sonnenschein, Lachen und Weinen. Ich pries Gott für meinen Herzensfrieden und ganz besonders auch für die Morgendämmerung in unserem Land.

Jeden Sonntag besuchten wir den Gottesdienst und wurden dadurch im Glauben gestärkt. Wir wagten es sogar, in unserer Wohnung Sonntagsschule zu halten, zu der zu unserer großen Freude auch einige Kinder aus kommunistischen Familien kamen. Ja, und mit den andern Salutisten in der Tschechoslowakei blickte ich mit Hoffnung auf den Tag hin, da die Heilsarmee wieder entfaltet würde und wir unsere Evangeliumslieder auf den Straßen singen könnten. Nie hätte ich den leisesten Gedanken gehabt, daß alles anders kommen würde und daß uns noch ein sehr bewegtes, aufregendes Leben bevorstände – weil Gott es so geplant hatte.

Im April 1968 sprach ich beim Kultusminister vor und erhielt das Versprechen, daß die Heilsarmee ihre Tätigkeit voraussichtlich im kommenden September wieder aufnehmen könne, sobald die neue religiöse Gesetzgebung herausgekommen sei.

In dieser Zeit erhielten meine Frau und ich auch die Erlaubnis, unsere Verwandten und Freunde in England, Holland und Westdeutschland zu besuchen. Dort erzählten wir unseren Freunden von der Zukunftshoffnung; aber nicht alle teilten unsere Überzeugung. Doch das tat unserem Glauben keinen Abbruch. Als wir England verlassen hatten und in Amsterdam angekommen waren, erhielten wir ein Telegramm unserer Tochter Alenka: »Helmuth wurde entlassen und ist zu Hause.« Wir lobten Gott für die Erhörung unserer Gebete. Offenbar war das an Alexander Dubcek gerichtete Entlassungsgesuch, in dem ich alle unserer Familie widerfahrenen Ungerechtig-

keiten erwähnt hatte, beachtet worden. Ein neuer Beweis von Gottes Treue! Auf diese Nachricht hin änderten wir unseren Plan, in Deutschland zwei Ferienvertretungen für Korpsoffiziere zu übernehmen – gleichsam als Vorbereitung für unsere Wiederaufnahme der Heilsarmeearbeit in der Tschechoslowakei – und fuhren heim. Wir wußten, daß Helmuth nach zweieinhalb Jahren der Gefangenschaft nicht in guter seelischer und körperlicher Verfassung sein konnte und uns nötig hatte.

Wir erkannten bald, daß unser Sohn anders geworden war. Er war ernster und arbeitete wieder auf seinem Beruf als Graveur. Seine ganze Lebensart war reifer, und er lehnte auch nicht mehr jeden geistlichen Einfluß ab. Aber wir sahen, daß er fest entschlossen war, das Land zu verlassen, obgleich er mit niemandem darüber sprach.

Am 20. August 1968, einem wundervollen Sommertag, kehrte ich aus meinem Garten heim. Der Abendstern blinkte am dunkelnden Himmel, und über dem Horizont lag noch der letzte goldene Schimmer. Ich war müde, doch zutiefst glücklich. Friede war überall, in der Natur, in meinem Herzen und auch in meinem Heim, dem ich mich zuwandte. Tief zog ich die würzige Luft ein und dachte an einen Brief, den wir am Vortage erhalten hatten. Oberst Rodda von Oakland hatte geschrieben. Wir freuten uns immer über seine Grüße und seine Anteilnahme. Doch diesmal konnten wir nicht verstehen, was er mit seinem Zitat aus 2. Mose 14, 15 meinte: »Hör auf zu schreien . . . und zieh aus.« Weshalb sollten wir wegziehen? Wir hatten keinen Grund dazu, jetzt, da die Lage in meinem Land so viel hoffnungsvoller geworden war. Ich konnte nicht wissen, daß diese Worte ein göttlicher Fingerzeig waren. Wie hätte ich ahnen kön-

nen, welche eine Katastrophe in wenigen Stunden über uns hereinbrechen würde?

Am nächsten Morgen in der Frühe – das war am 21. August 1968 – drehte unser Schwiegersohn Slavek das Radio an, um die genaue Zeit zu erfahren. Da hörte er die Ansage, die mit lauter Stimme durchgegeben wurde: »Unser Land ist besetzt! Von allen Seiten dringen Tausende von Sowjetsoldaten auf allen erdenklichen Fahrzeugen über unsere Grenzen ein!«

Sofort weckte uns Slavek auf: »Aufstehen, die Russen kommen!« In wenigen Minuten war die ganze Familie versammelt. Panik packte uns wie alle andern Leute. Die ganze Nation versuchte diesen Gewaltakt zu verhindern, nicht mit Waffen, sondern auf eine würdige Art und Weise, wie es einem kultivierten Volk zusteht. Alle Bürger erhoben einstimmig ihren Protest, doch vergeblich. Die Dampfwalze rollte unentwegt vorwärts. Wir baten das Ausland um Hilfe, doch niemand antwortete.

Alle Hoffnung erstarb, tiefe Traurigkeit und Resignation erfüllte die Herzen. Verhaftungen und Erschießungen folgten. Hunderte, Tausende verließen in diesen Tagen der Verwirrung und Auflösung die Heimat. Der einzige Fluchtweg führte nach Österreich, dem neutralen Staat an der südlichen Grenze. Im gegenwärtigen Chaos gab es keine ordentliche Zollkontrolle. Die andern Nachbarstaaten, Ungarn, Polen und Ostdeutschland, waren Satelliten der Sowjets, und die Grenze nach Westdeutschland war vermint und mit gewaltigen Stacheldrahtverhauen versperrt. So blieb nur der Weg nach Österreich offen.

Niemand wußte wirklich, wohin er flüchten wollte; doch der Wunsch nach Freiheit war so groß, daß man eine ungewisse Zukunft auf sich nahm. Unter den ersten, welche das Land verließen, befand sich unser Sohn

Helmuth. Er wußte, daß unweigerlich eine neue Zeit der Gefangenschaft auf ihn warten und daß er die vollen sechs Jahre abzusitzen haben würde. Er konnte nicht einmal die Rückkehr seiner Frau aus dem Spital abwarten, sondern nur kurz und innig sein kleines Mädchen, Erika, küssen, das bei uns lebte.

Die Ereignisse folgten in raschem Ablauf. Ein paar Tage später verließen Alenka und ihr Mann mit dem zweijährigen Viktor und dem zehn Monate alten Roman die neue Wohnung, die sie gerade erst fertig gebaut und mit neuen Möbeln eingerichtet hatten. Außer den Kleidern für die Kinder konnten sie fast nichts mitnehmen. Gottvertrauen und Glaube blieben ihr einziger Reichtum.

Wir waren sehr besorgt wegen Erika. Wenn die Behörden entdeckten, daß ihr Vater das Land verlassen hatte, konnte sie uns weggenommen und in ein Waisenhaus gesteckt werden, wo sie atheistisch erzogen werden würde. Das konnten wir nicht riskieren. Wir beteten um Führung. Je mehr Zeit verging, desto schwieriger wurde es, ohne gültigen Paß die Grenze zu überschreiten. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es meiner Frau, einen Paß für Erika zu erhalten, und sie verließen das Land. In der Zwischenzeit waren Alenka und ihre Familie in die Schweiz gereist. Erna traf sich dort mit ihnen. Sie sandte mir einen Brief, dem sie ein für mich von der Schweizer Behörde ausgestelltes Visum beifügte. Er kam nie in meine Hände, er wurde beschlagnahmt. So blieb ich ohne Nachricht und wußte nicht, wo sich meine Familie befand.

In der einsamen Wohnung wartete ich auf die Rückkehr meiner Schwiegertochter aus dem Spital. Ich bemühte mich indessen einen Paß für sie zu besorgen. Gott lenkte meine Schritte an die rechte Stelle und zur

rechten Person, die bereit war, in Kürze die Formalitäten zu regeln. Schließlich war es soweit, daß Eva ihr Kofferchen packen konnte, um Kind und Mann nachzufolgen. Im Spital hatte sie sich furchtbar geängstigt, ihre Lieben nie mehr zu sehen und konnte nun die Abreise kaum erwarten. Wir hatten die Absicht, am Samstagabend den Wiener Nachtexpress zu nehmen.

Doch wer kann Gottes Pläne verstehen, die oft so anders aussehen als unsere Absichten? Am Freitag erhielt ich einen Eilbrief von drei Missionaren aus Wien, die sich ausschließlich mit Kinderevangelisation hinter dem »Eisernen Vorhang« beschäftigten. Sie baten mich dringend, sie auf ihrer voraussichtlich letzten Reise als Übersetzer zu begleiten. Was sollte ich tun? Jeder Wartetag verringerte die Chance, überhaupt noch über die Grenze zu entkommen. Aber da waren die Interessen des Reiches Gottes! Diese Leute waren auf meine Übersetzung angewiesen. Und wie stand es um Eva? Sie sprach nur tschechisch.

Mit dem Brief in der Hand kniete ich nieder und suchte Weisung bei Gott. Tief in meinem Herzen hörte ich eine Stimme: »Geh mit den Missionaren, ich werde dich nicht im Stich lassen. Habe ich dich je verlassen?« – »Niemals, Herr!« antwortete ich, »ich will dir vertrauen; dein Reich kommt zuerst.«

Dann ging ich zu Eva und eröffnete ihr, daß sie alleine reisen müsse. Sie wurde ganz bleich, schrie auf, fiel mir um den Hals und sagte: »Papa, verlaß mich jetzt nicht! Ich habe solche Angst!« Tränen rannen über ihr kindliches Gesicht.

Ich erklärte ihr die Lage und versuchte sie zu beruhigen:

»Schau, Eva, du glaubst doch an Gott. Er selber wird dich leiten und beschützen. Helmuth holt dich in Wien

am Bahnhof ab, und wenn du ihn nicht treffen solltest, dann gib diese Adresse einem Taxifahrer. Er wird dich zu meinen Heilsarmeefreunden bringen, und sie werden ihn bezahlen. Hab keine Angst, mein Liebes!« Am Abend begleitete ich sie zum Bahnhof. Als der Zug abfuhr, blickte ich ihr gedankenvoll nach.

Am nächsten Tag fuhr ich zu meinen Missionarsfreunden. Ich hoffte, in drei Tagen wieder zurück zu sein, aber es wurden fast drei Wochen daraus. Wir verlebten eine herrliche Zeit. Welch tiefe Freude, mitzuerleben, wie so viele Kinder Jesus als ihren Heiland annahmen. Vielleicht schreibe ich einmal ein Büchlein, um Männern und Frauen Mut zu machen, die Kinder in ihren jungen Jahren zu Christus zu führen, bevor sie Sünde und Leidenschaften gefolgt sind.

Als ich heimkehrte und meine Wohnung öffnete, fand ich hinter der Türe ein Blatt Papier. Ich hob es auf und las: »Verschwinde sobald wie möglich! Ein befreundeter Geheimagent hat uns mitgeteilt, daß du wieder verhaftet werden sollst. Die Polizei sucht dich!«

Der Zettel war nicht unterschrieben. Wer hatte ihn unter meine Türe gleiten lassen? Wie lange lag er schon dort? Ein Tag oder eine Woche oder gar länger? Und warum wurde ich gesucht? Was sollte ich verbochen haben? Hatten sie wohl herausgefunden, daß meine ganze Familie geflüchtet war?

Ich wußte, daß ich meine Lieben nie wieder sehen würde, wenn man mich verhaftete. Eine zweite Gefangenschaft würde ich nicht mehr durchstehen können. Wie ein schwarzes Ungeheuer stieg das Grauen jener Jahre vor mir auf. Ich fiel auf die Knie: »Bitte, Herr, nimm mich an der Hand und führe mich! Ich weiß, daß du das tun willst, und ich danke dir dafür!«

Dann schaute ich mich ein letztes Mal in der Wohnung um und nahm Abschied von all den lieben Dingen: Da waren die Kinderbildnisse meiner Söhne und meiner Tochter, da waren die Blumen, die ich an Alenkas Hochzeitstag gepflanzt, das Ölgemälde, das ich Erna zum Geburtstag gemalt hatte, und noch viele andere mit Erinnerungen verbundene Kostbarkeiten. All das galt es nun zurückzulassen. Doch stimmte es mich nicht einmal traurig. Das waren vergängliche Dinge. Das Bleibende, meine Verbindung mit Gott, konnte mir niemand rauben. Gott sei Dank! Und irgendwo in der Welt warteten meine Lieben auf mich.

Ich schloß die Wohnung ab und übergab den Schlüssel ohne nähere Erklärungen meinen Nachbarn, wie ich es immer tat, wenn ich verreiste. Sollte die Polizei bei ihnen nachfragen, konnten sie sagen, daß sie von nichts wußten. In großer Eile ging ich zum Bahnhof. Der Wiener Expreß war so überfüllt wie stets; aber ich fand doch noch in einem Abteil einen freien Platz. Es herrschte eine drückende Stimmung. Niemand sprach ein Wort. Auf allen Gesichtern sah ich die gleiche Angst, die ich selber empfand.

Kurz vor der österreichischen Grenze betraten drei Sowjetsoldaten und drei tschechische Zollbeamte den Zug: »Paßkontrolle bitte!« Mein Körper erstarrte. Die Zöllner sahen sich die Pässe, die ihnen die Mitreisenden der Reihe nach vorwiesen, genauestens an. Dann schauten sie auf die Eigentümer, um die Übereinstimmung mit dem Paßbild zu kontrollieren, stempelten den Ausweis, reichten ihn zurück und sagten dabei auf russisch: »In Ordnung!«

Sie kamen zu mir. Wie entsetzt war ich, als ich bemerkte, daß der Beamte meinen Paß lange ansah und dann in die Tasche steckte, anstatt ihn mir auszuhändi-

gen. Warum gerade bei mir? Sehe ich verdächtig aus? Ich geriet in eine schreckliche Panik. Mein Herz klopfte wild, während ich zitternd betete: »O Gott, mach mich ruhig!«

Endlich war die letzte Person kontrolliert worden, und der Beamte kehrte zurück. Er hatte eine Liste mit langen Namenreihen bei sich und begann sie aufmerksam durchzulesen. Wenn mein Name draufstand, war ich verloren, denn die dort vermerkten Personen durften die Grenze nicht passieren, das wußte ich wohl. Gleichgültigkeit vortäuschend, blickte ich zum Fenster hinaus, während ich die Spannung fast nicht mehr aushielt. »O Herr«, flehte ich, »sorg dafür, daß mein Name nicht auf der Liste steht oder daß er ihn übersieht!«

Es schien mir, als ob der Zöllner die Liste unendlich lang studiere. Endlich faltete er das Papier zusammen und steckte es in seine Tasche. Dann nahm er meinen Paß heraus, betrachtete ihn nochmals, drückte den Stempel hinein und – gab ihn mir zurück!

»O Gott, hab Dank!« jubelte mein Herz. Wie froh war ich, diese Kontrolle überstanden zu haben; doch getraute ich mich nicht, meine Freude zu zeigen, bevor wir auf österreichischem Boden waren. Erst da fühlte ich mich sicher und frei. Eine Zentnerlast fiel von mir.

In Wien machte ich mich auf die Suche nach meiner Familie. In den verschiedenen Lagern befanden sich 45000 tschechische Flüchtlinge. Einige waren bereits weitergereist in Länder, die ihnen Aufnahme gewährten, nach den Vereinigten Staaten, Kanada, Westdeutschland, Großbritannien, Australien, Schweden, der Schweiz. Doch wohin waren meine Angehörigen gefahren?

Zuerst wandte ich mich an die Heilsarmee. Der Offi-

zier war mein Freund. Als ich nach meiner Familie fragte, sagte er: »Ja, dein Sohn ist einige Tage hier bei uns gewesen. Nachdem seine Frau gekommen ist, sind sie weitergezogen. Ich weiß nicht, wo sie jetzt sind.«

Ich wußte nun wenigstens, daß Eva bei Helmuth war. Eine Sorge weniger bedrückte mich. Jetzt machte ich mich auf den Weg und suchte ein Lager nach dem andern auf. Gott kam mir auf eine ganz einfache, aber wunderbare Weise zu Hilfe.

»Ist hier ein junger Mann namens Helmuth Korbel?« fragte ich den Beamten eines Lagerbüros. Den Wänden des großen Raumes entlang saßen wartende Leute. Der Mann am Schalter legte die Hand ans Ohr und sagte entschuldigend: »Es tut mir leid, ich höre nicht gut, bitte wiederholen Sie Ihre Frage!«

Ein wenig verlegen schrie ich nun laut: »Ist Helmuth Korbel hier?« – »Niemand ist hier, der so heißt!« antwortete er mir, nachdem er prüfend im Register nachgeschaut hatte. In der Ecke des Raumes aber saß, hinter einer Zeitung verborgen, ein junger Mann, der bei unserem Gespräch aufsprang und mir zurief: »Helmuth Korbel? Ich kenne ihn, ich weiß, wo er wohnt. Soll ich Sie zu ihm führen?«

»Ja, gerne. Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür«, entgegnete ich hochofrenet, und wir machten uns auf den Weg. Wie dankte ich Gott für den schwerhörigen Beamten! Wäre ich nicht gezwungen gewesen, so laut zu rufen, hätte der junge Mann wohl nichts gehört, und er war wahrscheinlich der einzige Mensch in der Stadt, der meinen Sohn kannte. So durfte ich wieder einen handgreiflichen Beweis göttlicher Fürsorge erleben.

Ich fand dann Helmuth und Eva in einem kleinen, gemieteten Zimmer, wo sie auf das Visum nach den Vereinigten Staaten warteten. Wenige Tage darauf

besuchte ich eine amerikanische Missionarin, die wir früher bei ihren Reisen durch die Tschechoslowakei oftmals übersetzt hatten. Sie zeigte mir eine Postkarte, die sie von meiner Frau erhalten hatte. Zu meiner großen Freude stand die Adresse darauf. Sie befand sich mit der kleinen Erika in der Schweiz, und ich reiste zu ihr. Dort traf ich auch Alenka mit ihrer Familie an. So waren wir nun nach einigen dramatischen Erfahrungen wieder beisammen.

Als wir die Heimat verließen, wußten wir nicht, wohin wir gehen und was wir unternehmen sollten. Hätten wir unser Geschick planen können, so wären wir wahrscheinlich nach Westdeutschland, der Heimat Ernas, gegangen. Unser Herz zog uns dorthin. Aber Gott leitete unsere Wege so, daß wir in der Schweiz blieben. Als der Leiter der Heilsarmee, Kommissär Charles Péan, von uns hörte, fragte er, ob wir nicht bereit wären, eine Gemeinde zu übernehmen. Wir betrachteten dies als ein Vorrecht und sagten glücklich und dankbar zu.

Die beiden Jahre, die wir im Städtchen Arbon am Ufer des Bodensees verbrachten, werden uns stets in lieblicher Erinnerung bleiben. Die Heilsarmeeleute waren feine Christen. Wir bildeten eine große Familie Gottes. Mit den Fahrrädern besuchten wir die vielen zerstreuten Dörfer der Umgebung und brachten die Botschaft von Gottes Liebe in viele wunderschöne, einsam gelegene Orte, in Tälern und auf Höhen. Während des Sommers hielten wir mit den Bläsern Gottesdienste im Freien, oftmals auch in Höfen und Weilern, deren Bewohner wenig Gelegenheit zum Kirchgang hatten. Einmal fuhrn wir an einem Sonntagnachmittag mit dem Schiff in eine andere Stadt; Hunderte von Menschen hörten unserem Zeugnis zu.

Bis auf die Trennung von unseren Kindern waren wir vollkommen glücklich. Helmuth war inzwischen mit Frau und Kind nach Amerika ausgewandert, wo er bald ein glücklicher und erfolgreicher Geschäftsmann wurde. Seine Firma vergrößerte sich und wurde für ihre ausgezeichnete Qualitätsarbeit bekannt. Noch zwei Kinder kamen zur Familie. Ich freue mich, daß es ihnen gut geht, und bete, daß sie auch den Weg zu Gott finden mögen.

Ein Jahr später folgte Alenka mit ihrer Familie dem Bruder. Der Anfang in Chicago war sehr hart. Aber der Glaube und das Gottvertrauen halfen ihnen alle Schwierigkeiten überwinden. Später zogen sie nach Denver, wo Alenka ihre Ausbildung an der Universität fortsetzte und nachher auch in den Staaten als diplomierte Therapeutin arbeiten konnte. Die Familie besitzt ein eigenes, nettes Haus mit romantischer Aussicht auf die Rocky Mountains, und alle lieben Gott und beteiligen sich am kirchlichen Leben.

26 Amerika

»Ihr werdet meine Zeugen sein . . . bis ans Ende der Welt« (Apg. 1, 8).

Es ist verständlich, daß sich meine Frau und auch ich mich darnach sehnten, näher bei unseren Kindern zu sein. Wir sprachen mit Gott darüber, und gewiß leitete er die kommenden Ereignisse. Im Mai 1971 wurden wir offiziell in die Vereinigten Staaten versetzt, an die Evangelisationsabteilung am Nationalen Hauptquartier in Chicago!

»Werden wir uns anpassen können?« dachte ich im geheimen, ohne zu ahnen, daß meine Frau dieselbe Sorge bewegte. Wir hatten Heimweh nach der Schweiz, wollten es uns aber nicht zugestehen. Der plötzliche Wechsel mit all den damit verbundenen Veränderungen war zu gewaltig. Aus dem ruhigen Städtchen Arbon am blauen Bodensee, am Fuße der majestätischen Bergwelt, wo wir oftmals das Herdengeläute der grasenden Kühe gehört hatten, waren wir nun ins Hauptgeschäftsviertel Chicagos mit seinen Wolkenkratzern, den lärmigen, überfüllten Straßen gekommen, voller Menschen der verschiedensten Rassen, Farben und Sprachen. Zeichen einer hochstehenden Kultur und Zeichen der schamlosesten Sündhaftigkeit mischten sich hier. All das wirkte befremdend und erschreckend auf uns ein, in besonderer Weise auf Erna.

Doch Gottes Liebe ist wunderbar, und seine Treue ist groß! Zwei Tage nach unserer Ankunft hörte ich meine Frau rufen: »Josef, komm schnell!« Ihre Stimme zitterte vor Erregung. Sie stand am offenen Fenster. Wir wohn-

ten im dritten Stock und überblickten eine Reihe anderer Gebäude. Als ich zu Erna trat, sagte sie: »Hör doch!« Ich sah die Tränen in ihren Augen glitzern, und nun verstand ich auch warum. Denn über die Dächer und den Straßenlärm hinweg hörte ich ein liebliches Glockenspiel vom Turm des Moody Bibelinstitutes. Die Melodie war mir wohlbekannt, und auch ich war sehr bewegt im Gedanken an den Text: »Er leitet mich, o herrlich Wort! Er leitet mich an jedem Ort. Wo ich auch bin, wohin es geht, er leitet mich auf seinem Weg.«

Ganz aufs neue wurde uns die herrliche Wahrheit dieser Worte bewußt, und wir erkannten, daß Gott uns an den richtigen Platz geführt hatte. Ich reichte Erna die Hand, und wir knieten nieder, um für den neuen Ausblick in eine uns unbekannte Zukunft zu danken.

Ein paar Tage später schaute ich zu einem andern Fenster hinunter auf die Chesnut Street und bemerkte jemanden in Heilsarmeeuniform auf der Treppe eines schäbigen, unbewohnten Hauses sitzen, umgeben von einer Schar weißer und schwarzer Straßenkinder, die voll Interesse zuhörten. Es war meine Frau! Sie erzählte ihnen die alte und doch immer neue Geschichte von Jesus. Wir hatten unsere Mission gefunden!

Im Auftrag der Evangelisationsabteilung besuchten nun Erna und ich die elf Staaten, welche zum Zentral-Territorium der Heilsarmee gehören. Mit Freude sprachen wir von der Macht Gottes, die in unserem Leben so wunderbar wirksam geworden war und bezeugten überall, daß sie sich auch im Leben anderer Leute mächtig erweisen könne.

Alles schien uns neu, ungewöhnlich und riesig zu sein: die Wolkenkratzer, die Autobahnen, die unendlichen Getreidefelder Illionois und Iowas wie die enormen Weiden Nebraskas. Später, als sich unser Tätigkeitsfeld

erweiterte, bewunderten wir auch die herrlichen Orangenwälder Floridas und Kaliforniens und die öden und doch eindrucksvollen Steppen Nevadas und Arizonas. Je mehr und länger wir reisten, desto mehr bewunderten wir Land und Leute – und desto mehr liebten wir sie.

Wir mußten uns in vielem anpassen, und es gab vielerlei zu erlernen. Zuerst mußten wir unsere Englischkenntnisse vervollkommen und dann – Autofahren lernen, was im Alter von 65 Jahren keine Kleinigkeit bedeutete. Auch das Zusammenleben mit Angehörigen verschiedener Rassen war etwas Neues für uns, doch wir erfuhren bald, daß die Liebe Gottes Brücken zu andern Menschen zu schlagen weiß. Der Dienst brachte uns viel Freude, besonders dann, wenn wir erleben durften, daß Männer und Frauen den Weg zu Gott fanden.

Was uns vom ersten Tag unserer Ankunft in den Vereinigten Staaten auffiel, war die Haltung, welche die Amerikaner Gott gegenüber einnehmen. Im Alltag fanden wir viele Zeichen christlichen Glaubens. Wir sahen Bibelverse längs der Autobahn, christliche Texte in Amtsstellen, in Flugzeugen, Restaurants, auf Straßen und in Parkanlagen, welche auf die rettende Macht Jesu Christi und des Gebets hinwiesen.

Ich nahm an einer Stadtratssitzung teil, die sich mit Häuserfragen befaßte. Bei der Eröffnung wurde gebetet. Oftmals war ich in Klubs eingeladen, und ob es sich um einen Rotary-, einen Kiwani-, Lions- oder einen Exchangerklub handelte, so war ich jedesmal beeindruckt, wenn sich die Anwesenden erhoben und den Kopf in Andacht vor dem Allmächtigen neigten. Hierauf legten sie die Hand aufs Herz und sprachen ehrfurchtsvoll ihr Gelübde: »Wir sind die eine Nation unter Gott, unteilbar; Freiheit und Gerechtigkeit gelten allen.«

Wie bevorzugt fühlte ich mich, hier leben zu dürfen, in

Freiheit und Sonnenschein! Wir priesen Gott, wenn wir erlebten, daß viele Menschen auf die Botschaft von der nie versiegenden Liebe Gottes antworteten. Wir begegneten zwar auch den Opfern von Alkohol, Drogen, Unmoral und Gewalt und trafen vernachlässigte Kinder, Zeichen dafür, daß Satan auch hier eifrig tätig ist. Doch mehr noch sahen wir Gott sein wunderbares Werk in den Herzen der Menschen dieser großen Nation vollbringen.

1973 traten wir in den Ruhestand. Ich war zu jener Zeit mit einer Lungenentzündung im Spital und sicher, daß ich nicht mehr reisen könne, selbst wenn ich wieder genesen sollte. Doch erholte ich mich schneller und besser, als zu erwarten war, und so gehorchte ich in der Kraft Gottes dem Rufe: »Geh und erzähl!« Von unserem neuen Wohnort in Colorado aus begannen wir erneut eine intensive Reisetätigkeit. Wir sprachen nicht nur in Heilsarmeegemeinden, sondern auch in andern Kirchen, in Schulen, Universitäten, Fabriken, am Radio und im Fernsehen, wo immer wir eingeladen und angehört wurden.

Wir freuten uns zu erkennen, daß wir nicht vergeblich säten. Einmal wartete ich am Flughafen von Panama City, als ein Herr aus einem Büro trat, auf mich zukam und sagte: »Brigadier, wie froh bin ich, Sie anzutreffen! Gestern haben Sie in unserem Klub gesprochen. Ich bin kein Gefühlsmensch, aber ich muß Ihnen bekennen, daß Gott durch Ihre Worte zu mir gesprochen hat. Ich habe mich gestern abend in meinem Zimmer dem Herrn unterstellt und bin jetzt so glücklich und zufrieden wie nie zuvor.« Sein leuchtendes Gesicht bestätigte seine Aussage.

Ein anderes Mal erhielt ich den Brief einer Lehrerin

aus Florida, in deren Schule ich gesprochen hatte. Sie schrieb: »Bis jetzt war ich nur dem Namen nach eine Christin. Nachdem ich Sie zu meinen Schülern habe reden hören, hatte ich keine Ruhe mehr, bis ich am selben Abend zu Hause mein Leben mit Gott in Ordnung gebracht hatte. Seitdem hat sich die Welt verändert! Ich konnte es nicht erwarten, meine beiden Kinder, die auswärts studieren, darüber zu informieren.« Wie dankbar war ich für diesen Brief!

Auch an eine Offiziersschule wurde ich eingeladen und traf hier sechzig Männer aus den verschiedensten Gegenden Amerikas und Kanadas. Viele von ihnen hatten in Korea und in Vietnam Todesgefahren kennengelernt. Ein würdiger, alter General, der mich einführte, forderte, als ich dann die Ansprache beendet hatte, alle zum Gebet auf. Welch ein Segen, die andächtigen und demütigen Gebete dieser Männer zu hören. Einmal mehr wurde mir bewußt, daß ich in einem Lande lebte, das sich seines Gottes nicht schämte.

In Missouri hatte ich zu annähernd tausend Schülern einer höheren Lehranstalt gesprochen. Sie klatschten Beifall. Was mich aber weit mehr bewegte, waren achtzig Burschen und Mädchen, die spontan auf die Rednerplattform kamen, einander die Arme um die Schultern schlangen und mit aufrichtiger Begeisterung sangen: »O selger Tag, o selger Tag, da Jesus mir die Sünd' vergab.« Die Schule war keineswegs als christlich bezeichnet, und doch gab es hier all diese jungen Leute, die ein unverkennbares Zeichen ihres Glaubens setzten.

»Diese Burschen und Mädchen sind die Zukunft Amerikas«, so dachte ich, »und es gibt Tausende und Abertausende von ihnen in diesem Lande. Sie lieben Gott und wollen ihm dienen. Die Drogensüchtigen und Alkoholiker machen zwar Schlagzeilen, doch von den Jugendli-

chen, welche das Banner der Freiheit, der Reinheit und der Liebe hochhalten, wird wenig geschrieben.«

So waren wir immer wieder Zeugen herrlicher Erfahrungen, und es liegt mir sehr daran, den Lesern dieses Buches zu bezeugen, daß sie ein neues, befriedigendes Leben finden können, wenn sie sich Jesus anvertrauen. Seine Versöhnung am Kreuz von Golgatha gilt für alle Menschen. Er kann die Schuldgefühle wegnehmen und den Herzensfrieden schenken, den diese Welt nicht zu geben vermag. In seiner Kraft ist es möglich, den Widerwärtigkeiten des Lebens standzuhalten und den Preis der Jüngerschaft zu bezahlen. Der Herr Jesus erkennt seine Jünger an der Art und Weise, wie sie ihr Kreuz tragen. Er wird es eines Tages für die Krone des Lebens eintauschen.

27 Ausklang

»Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Guten mitwirken« (Röm. 8, 28).

1976 erhielten meine Frau und ich das amerikanische Bürgerrecht. Das war ein großer, unvergeßlicher Tag; wir dankten Gott von ganzem Herzen. Wie sehr fühlten wir uns dieser Nation verpflichtet, die uns die Möglichkeit schenkte, in voller Freiheit Gott zu dienen! Wir bemühten uns, dieser Dankbarkeit Ausdruck zu verleihen, indem wir allen Leuten, mit denen wir in Berührung kamen, unseren geistlichen Dienst anboten. Wir folgten den Einladungen und besuchten nicht nur die meisten Staaten der USA, sondern auch Kanada, Hawaii, Puerto Rico, die Jungferninseln und andere Orte.

Wir wurden gebeten, nach Australien und Neuseeland zu fahren und wußten wohl, daß eine solche Reise mehrere Wochen dauern und viel körperliche und seelische Kräfte erfordern würde. Gott schenkte uns eine tröstliche Verheißung: »Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir! Ich mache dich stark« (Jes. 41, 10), und wir nahmen die Einladung an.

Sieben herrliche Wochen verbrachten wir in jenen Ländern. In Australien lernten wir die Heilsarmee als eine Armee Gottes kennen, voller Begeisterung und Liebe zu den Verlorenen. Es war eine Freude, hier »die Hand an den Pflug zu legen« und mitzuhelfen, die reife Ernte einzubringen. In Sydney, Melbourne, Brisbane und andern Städten sprachen wir in vielen Sälen, Kirchen, Schulen, Universitäten, am Radio und im Fernsehen. Wir beteten darum, daß unsere Verkündigung

Frucht tragen möge. Auch eine Reihe von lieben Menschen lernten wir kennen, die uns gastlich aufnahmen.

Neuseeland war ein weiteres großartiges Erlebnis. Wir reisten im Zuge von Auckland nach Wellington, was es uns möglich machte, etwas von der Schönheit dieser Insel zu sehen. Zu Tausenden zogen die Schafe über die riesigen Weiden und grünen Hügel, und zahllose, schneeweiße Lämmer tummelten sich um sie. Unwillkürlich wurde ich bei ihrem Anblick an das Bild vom guten Hirten erinnert. In Wellington nahmen wir am Nationalen Kongreß teil und hatten auch dort Gelegenheit, vor einer großen Zuhörerschaft die Überwindermacht Gottes zu bezeugen.

Zur Weihnachtszeit waren wir wieder zu Hause und halfen bei der traditionellen Topfkollekte mit. Wir standen an den Straßenkreuzungen; ich spielte meine Konzertina und Erna ihre Gitarre. Und wer vorbeiging, hörte unsere Lieder. Wir hofften, daß die Botschaft die Herzen erreichen möchte.

Danach begann unser Evangelisationsdienst von neuem. In Kanada trafen wir einen Offizier, der aus Neufundland stammte. »Wie schön ist es doch bei uns zu Hause«, sagte er mit sehnsüchtigem Blick. »Die Luft, das Meer, die Wälder, die Menschen, die Buchten und die Leute sind so lieb und freundlich.« Er hatte Heimweh, und als er uns erzählte, wie viele Christen es dort gäbe und welch großartige Arbeit die Heilsarmee verrichte, wünschten wir, das alles zu sehen. Kein Wunder, daß wir uns sehr freuten, als wir eines Tages tatsächlich nach Neufundland eingeladen wurden. Wir bereiteten uns gewissenhaft vor, und wir fühlten uns sehr abhängig von Gott.

Am 23. April traten wir unsere Reise an. In Chicago

blieb uns wenig Zeit zum Umsteigen. Ich bewunderte Erna, die leichtfüßig wie ein junges Mädchen zum Flugzeug eilte. Bis Montreal hatten wir einen angenehmen Flug, doch dann begannen die Schwierigkeiten.

»Keine Flüge mehr nach Neufundland. Über dem Meer und der ganzen Insel liegt dichter Nebel«, tönte es aus dem Lautsprecher. Was nun? Es war Abend, und wir waren beide müde. Ich machte mir Sorgen um Erna, ihr Gesicht war blaß. Wieder ertönte der Lautsprecher. Ein Flugzeug würde über Halifax, an der Ostküste des Kontinents gelegen, nach St. John's auf Neufundland fliegen. In Halifax blieben wir des Nebels wegen bis zum frühen Morgen. Wohl konnten wir im Hotel übernachten, doch meine Frau schlief nicht. Auf dem Flughafen hatten wir wieder stundenlang zu warten. Schließlich landeten wir in Gander. Ein Auto erwartete uns und brachte uns in fünfstündiger Fahrt gerade rechtzeitig nach St. John's zum Gottesdienst. Wir wurden reich gesegnet. Die Begegnung mit diesen wunderbaren Christen in dem überfüllten Saal brachte uns tiefe Freude. Erna sprach in der Kraft des Heiligen Geistes mit viel Überzeugung.

In der Nacht hatte sie im rechten Arm arge Schmerzen. Sie wollte gleichwohl das ganze Tagespensum mitmachen, war bei der Fernsehsendung dabei, nahm am Essen mit Lokaloffizieren teil und an der nächtlichen Versammlung mit Jugendlichen. Zum Schmerz im Arm war nun auch Kopfweg gekommen, und sie verbrachte eine schlechte Nacht.

Am Morgen – es war Samstag, das Wetter recht unfreundlich, ein scharfer Wind wehte vom Ozean her – waren wir zu einer Hafensrundfahrt eingeladen. Erna wollte unsere Freunde nicht enttäuschen und kam mit. Auf der Heimfahrt saß sie still auf dem Rücksitz. Ich wußte, daß etwas nicht stimmte. »O Gott, zeig es mir«,

betete ich. Im Zimmer kniete ich neben ihr nieder und bat sie: »Milenka (das ist ein tschechischer Ausdruck der Liebe, mit dem ich sie immer anredete), bleibe heute abend hier und ruhe dich aus. Ich habe Angst um dich, es geht dir nicht gut. Was meinst du dazu?«

»Ach nein, ich kann nicht bleiben. Die Kameraden wären sicher enttäuscht. Ich liebe diese Leute. Ich will gehen, und der Herr wird mir beistehen.«

Der Saal war überfüllt, eine glückliche, erwartungsvolle Stimmung herrschte. Zuerst gab es einen Imbiß; man hatte uns oben im Saal an einen der einladenden Tische gesetzt. Erna trank nur eine Tasse Tee; es war ihr unmöglich, etwas zu essen. Dann begann der Gottesdienst. Wie diese Christen sangen! Die Gegenwart Gottes war fühlbar.

Es gab Gelegenheit für Fragen. Die Leute wollten wissen, wie die Christen in der Tschechoslowakei die religiöse Verfolgung ertrugen, sie interessierten sich dafür, wie es den Heilssoldaten und Offizieren nun gehe. Und es wurde gefragt, was meine Frau nach meiner Verhaftung und nach der Auflösung der Heilsarmee getan habe. Erna konnte am besten selbst antworten. Sie stand auf und sprach nur zwei Minuten. Sie schloß mit dem Lieblingsvers: »Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben . . .«

Dann erhob ich mich, um weiterzusprechen, als ich hinter mir eine Stimme sagen hörte: »Frau Korbel ist krank!« Ich wandte mich erschreckt um und sah Erna regungslos in den Armen einer Offizierin liegen. Ihr Gesicht war totenblaß. »Liebling, was ist geschehen?« fragte ich. Sie öffnete die Augen und schenkte mir einen letzten, ganz besonderen Blick, der von weit, weit her zu kommen schien. Ich wußte, daß es das Ende war.

Die Ambulanz brachte Erna ins Spital. Der Arzt stellte

einen Schlaganfall fest. Es gab keine Hoffnung mehr. Alenka und Helmuth kamen aus Kalifornien und Colorado, um ihrer Mutter Lebewohl zu sagen. Sie starb in ihren Armen. Es war Freitag abend, der 2. Mai 1980. Am nächsten Tag wurde ein sehr bewegter Gedächtnisgottesdienst gehalten, und am Sonntagmorgen nahmen wir ihren Sarg mit nach Colorado. Der Nebel hatte sich etwas aufgelöst, so daß der Flug möglich war. Es war der letzte Flug für eine lange Weile, denn der Nebel kam zurück und blieb.

Ich kehrte allein in unser schönes Heim zurück, wo wir die letzten Jahre so glücklich gewesen waren. Der Garten stand wie zum Willkomm in vollster Blüte; doch sie, die begrüßt werden sollte, war nicht mehr da, um sich an all dieser Pracht und an all diesem Duft zu erfreuen. Wie allein und verloren fühlte ich mich. Ich wich den Leuten aus, um meinen Tränen freien Lauf zu lassen, niemand sollte mein Weinen hören.

Doch der Herr ließ mich nicht ohne Trost. Er erinnerte mich daran, daß Erna nun von allem irdischen Leid enthoben war. Ich dankte ihm dafür, daß ich so viele Jahre mit ihr hatte leben dürfen, und all die Jahre, vor allem die zehn letzten, waren sehr glückliche gewesen.

Milenka ist nicht länger bei mir, doch der Himmel ist mir näher gekommen, und die Ewigkeit ist heller und begehrenswerter geworden als je zuvor. Oftmals lese ich die herrliche Verheißung in Offenbarung 7, 17: »Denn das Lamm, das mitten vor dem Throne steht, wird sie weiden und sie zu Wasserquellen des ewigen Lebens leiten; und Gott wird alle Tränen abwischen vor ihren Augen.«

Durch Gottes Gnade werde ich Erna dort wiedersehen. Und Sie, lieber Leser, werde ich auch Sie dort antreffen?

T = Taschenbücher (11 x 18 cm)

- 58 Kurt Hennig, Gott ist nicht liberal
- 59 Peter Hausmann, Das ist der Wille Gottes
 - 60 M. Rafay, Der kleine Mitja
- 61 Walter A. Henrichsen, Machet zu Jüngern
- 62 Martin Homann, Nicht stehenbleiben
- 63 Lotte Bormuth, Mütter in der Krise – Mütter unter Gott
- 64 Rudi Holzhauer, Daß euch nich jemand verführe
 - 65 Rudolf Irmier, Lichter der Weihnacht
- 66 Jim u. Cindy Hunt, Gemeinsam überwinden
- 68 Gudmund Vinskei, Ich kann das alles nicht glauben

F = »Brennpunkt Familie«

- 1 Ross Campbell, Kinder sind wie ein Spiegel
- 2 Norman Wright, Zuhören muß man lernen
- 3 Barbara Sroka, Eins ist eine ganze Zahl
- 4 Nancy Potts, Leben in Zeiten der Einsamkeit
- 5 Allan Peterson, Wir stecken in einer Krise
- 6 Tim Timmons, Ehe nach Gottes Plan
 - 7 Ilse Wenzel, Christliche Erziehung
- 8 James L. Johnson, So bin ich, liebe Frau
 - 9 Joyce Landorf, Stark und zart

D = Das Wort beim Wort genommen

- 1 George Eldon Ladd, Die Auferstehung Jesu Christi
- 2 W. H. Griffith Thomas, Leben und Arbeit im geistlichen Dienst
 - 3 F. F. Bruce, Das Werk Jesu
 - 4 Carles M. Horne, Das Heil
 - 5 John Peck, Der Heilige Geist
 - 6 Bruce Milne, Das Ende der Welt
- 7 Robert Clouse, Der Christ und der Krieg

E = Erzählungen, Lebensbilder

- 1 Anna von Blomberg, Waldstille und Weltleid
- 2 Anna von Blomberg, Reggfields Tochter
- 3 Frau Adolf Hofmann, Wenn wieder Weihnachtsrosen blühen
 - 4 Richard Wolff, Bis ans äußerste Meer
 - 5 Anne de Vries, Ihnen ist erschienen
 - 6 Elizabeth Edwards, Täuschungen
 - 7 Mary Randall, Ruf, wenn du mich brauchst
 - 8 Helene Christaller, Als Mutter ein Kind war
 - 9 Kristina Roy, Um hohen Preis

EDITION C

H = Heimatlich

- 11*
Christen 16/17
85-11
- 1 Helene Hübener, Reich in Gott
 - 2 Helene Hübener, Maria und Lisa
 - 3 Helene Hübener, Verschlungene Wege *45-64*
 - 4 Helene Hübener, Es muß doch Frühling werden *69 ff*
 - 5 Helene Hübener, Drei Freundinnen
 - 6 Helene Hübener, Unter einem Dach
 - 9 Charlotte Woerner, Vrenelis goldenes Hämmerlein
 - 12 Rosa Sauer, Der Schatz im Acker

G = Bibelorientierte Gemeindegarbeit

- 1 Lienhard Pflaum, Evangelisation – Was bremst denn da?
- 2 Buddeberg/Pflaum, Wie gelange ich zur Heilsgewißheit?
- 200 Ernst Modersohn Die Treuen der letzten Zeit

P = Präsente

- 88: 134, 126, 128, 139, 141*
146, 147, 152
153, 14, 156
- 1 Oswald Chambers, Was ihn verherrlicht
 - 2 Thomas Lardon, Du bist die Tür, Herr, die zum Leben führt *158*
 - 3 Unterrichtstafeln »Stiftshütte u. Tempel«
 - 4 Deine Gnade und Güte *167/18*
 - 5 Das Größte aber ist die Liebe *178*
 - 6 Selig sind *19/80*
 - 7 Das Lied Davids
 - 8 Fritz May, »Christus aktuell«
 - 10 Gott sorgt für uns – »Gottes Fürsorge«
 - 11 Gott sorgt für uns – »Gottes Trost«
 - 12 Gott sorgt für uns – »Das Lob Gottes«
 - 13 Gott sorgt für uns – »Vergebung Gottes«
 - 14 Gott sorgt für uns – »Gottes Volk«
 - 15 Gott sorgt für uns – »Gottes gute Botschaft« *198*
 - 16 Gott sorgt für uns – »Familie unter Gott« *201-1*
 - 17 Gott sorgt für uns – »Gottes Herrlichkeit«
 - 18 Sammelnummer für die Reihe »Gott sorgt für uns« *205/11*
 - 19 »Gott sorgt für uns« – Sammelband
 - 20 Horst Zentgraf, Jesus ist immer da
 - 22 Hans Böttcher, Traut Ihr euch?

Mit Gott durch die Hölle

»Mit Gott durch die Hölle« ist die ergreifende, wahre Geschichte Josef Korbels, der in seinem Heim in Brünn in der Tschechoslowakei von kommunistischen Geheimagenten verhaftet und dann zu zwölf Jahren Gefängnis verurteilt wurde, weil er



als »gefährlicher Mann mit großem religiösem Einfluß« eingestuft worden war. Er hatte nichts anderes getan, als was ein Heilsarmeeoffizier tut – und was viele andere Christen auch tun.

Auf Intervention der Vereinten Nationen wurde er nach zehn Jahren entlassen. Neun Jahre darauf mußte er flüchten, um einer erneuten Verhaftung zu entgehen.

Was an der Geschichte in besonderer Weise beeindruckt, ist der Anteil, den Gott nahm. In den schwierigsten Situationen, auch im tiefsten Leid, durften Josef Korbels und seine bewundernswerte Gattin Erna Gottes Schutz und Trost erfahren. In einer unwahrscheinlich tapferen Art und Weise bezeugten sie ihren Glauben.

ISBN 3 501 00271 8

Preisgruppe 8

Verlag der
St.-Johannis-Druckerei
C. Schweickhardt
Lahr-Dinglingen



EDITION